… germ. 1811 w (43
Pichler

## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
(Frauenplatz Nro. 8.)

20103.
<36607042690011
<36607042690011
Bayer. Staatsbibliothek

# Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

---

Drey und vierzigster Band.

Wien, 1831.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Lindauer'sche Bibliothek

# Friedrich der Streitbare.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Dritter Theil.

Mit königl. Würtembergischem allergnädigsten Privilegio.

Wien, 1831.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Friedrich der Streitbare.

Dritter Theil.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

---

Es war ein wunderschöner Nachmittag, als Heinrich von Offterdingen durch die waldige Thalschlucht ritt, welche von der Fläche bey Baden herein in mannigfachen reizenden Windungen bis zu der Cisterzienser-Abtey Heiligenkreuz führt. Alles ringsumher grünte und blühte in frischem Leben; durch die Wälder flüsterte ein leiser Wind, tausend Blumen schmückten die hellen Wiesen, und der Schwechatbach von dem Schnee geschwellt, der in den tiefen Bergen am Strahle der Frühlingssonne geschmolzen war, rauschte breit und schäumend durch sein felsiges Bette. Alles sah so neu lebendig, so vergnügt aus; nur auf des einsamen Ritters Zügen lag tiefer Gram, und sein Blick schien von allen den Schönheiten, die ihn umgaben, nichts zu gewahren. Ein neues furchtbareres Gewitter war an dem Himmel seiner vielbedrohten Liebe heraufgezogen, ein Gewitter, das alle seine Hoffnungssterne ausgelöscht, alle seine frühern heitern Aussichten mit tiefer

Nacht bedeckt hatte. Zuerst hatte Frangepani, sobald die äußere Ruhe in Österreich durch den Frieden mit König Bela einiger Maßen hergestellt war, seine Bewerbungen um Jutta bey dem Vater erneuern lassen, und diese hatte ihn vergebens daran erinnert, wie gefährlich ihm die Verbindung mit diesem kühnen Fremden hätte werden können, und wie nur ihre Bitten ihn von dem verrätherischen Bündniß, und der Strafe, die Erpo und Wildenstein getroffen, bewahrt hatten. Ritter Conrad sah das alles jetzt in anderm Lichte, er rechnete auf die Unruhen, die sich überall in Österreich gegen den Herzog erhoben, er schien diesen weniger als vorhin zu fürchten, und sich von der Verbindung mit Frangepani mehr als je zu versprechen. Eben diese Unruhen waren auch Ursache, daß Offterdingen es nicht wagte, seinen Herrn, den jetzt so wichtige Sorgen drückten, mit den Klagen seiner Liebe zu belästigen, und mitten in dieser Zeit der Furcht und Unruhe wurde der alte Ritter schwer krank. Er glaubte sein Ende nahe, und voll Angst, daß seine Tochter nach seinem Tode das ihm so verhaßte Eheband mit dem Spielmanne, wie er Offterdingen nannte, dennoch eingehen könnte, ließ er die zitternde Jutta mit einem heiligen Eide

geloben, auch nach seinem Tode dem Meister nie anzugehören; nur so könne der Vater ruhig sterben. Indessen erhohlte sich der Ritter wieder, aber der Eid war geleistet, er blieb in Kraft, die Liebenden waren für immer getrennt, und eben an diesem Tage, wo Offterdingen durch das Waldthal nach dem Kloster zog, hatten sie sich zum letzten Mahle gesprochen, und einen schmerzlichen Abschied genommen. Offterdingen war nun entschlossen, Österreich für immer zu meiden, wo sein Glück untergegangen war; aber vorher wollte er noch an allen heiligen Stätten bethen, und so jetzt über Heiligenkreuz und Maria Zell nach Loretto und Rom ziehen. Vielleicht, daß am Altare des Höchsten sich ein Strahl himmlischen Trostes in sein zerrissenes Herz senkte.

Er war jetzt bis zur Wendung des Thales gekommen, wo der Bach und der Fußpfad mit ihm sich in dichtes Gebüsch verliert, und der schmale Weg am Abhange des Berges, die Zweige, welche weit herabhängend sein Barett und seine Locken berührten, ihn zwangen, aufzublicken, und aus seinen trüben Gedanken aufzuwachen. Er sah empor, und sah sich von waldbedeckten Anhöhen so nahe umgeben, daß er kaum einen Ausweg zu finden wußte, und nur dem Laufe des

Baches folgen konnte. Dennoch war der Anblick alles dessen, was ihn umgab, wunderschön. Zu seiner Rechten in einiger Tiefe rauschte und schäumte der Bach unter seinem Laubdache dahin. Einzelne Sonnenstrahlen fielen durch die Blätter, die wie grünes Gold in ihrer Beleuchtung glänzten, und spielten in zitternden Funken auf der klaren Fluth. Vorn und zu beyden Seiten stieg der Wald an den Bergesabhängen hoch empor, eine sanfte Dämmerung verbreitete sich im Schatten am Fuße derselben. Alles war so still, so verschwiegen! Es dünkte Heinrich, als öffne sich vor ihm das Heiligthum der Einsamkeit und Ruhe. Der trübe Schleyer, welcher sein geistiges wie sein leibliches Auge bis jetzt umflort hatte, wich der sanften Gewalt, mit welcher die freundliche Natur um ihn an sein Herz drang. Seine Brust fing an sich leichter zu heben, ein tiefes Wehegefühl folgte auf den Schmerz, der bisher sein Inneres krampfhaft zusammen gedrückt hatte. Sein Unglück schien ihm noch immer grenzenlos, aber er vermochte es zu betrachten und zu fassen, daß es getragen werden müsse. Thränen traten in seine Augen, eine unendliche Sehnsucht schwellte seine Brust, und als jetzt die Thalschlucht nach einer starken Krümmung sich wieder erwei-

terte, ein schmaler Wiesengrund neben dem schäumenden Bache sich zwischen den grünen Bergen hinstreckte, da stieg er vom Pferde, legte dem treuen Thiere den Zaum auf den Hals, ließ es grasen, und machte die Laute, seine stete Begleiterinn, vom Sattelknopfe los. Dann warf er sich im Buchenschatten ans Ufer hin, lockte einzelne Töne aus den Saiten, schaute sich um in Wald, Berg und Wiese, seufzte tief und begann:

O Waldesgrün!
Verborgnes Thal, belaubte Höhen!
Wie hier die Lüfte freundlich wehen!
Wie hier die Blumen frischer blühn,
Im Waldesgrün!

So still ist's hier!
Der Wind nur rauschet in den Bäumen,
Ich höre nur des Gießbachs Schäumen,
Sonst reget nichts sich außer mir,
So still ist's hier.

O Einsamkeit!
Wie thust du wohl dem wunden Herzen,
Hier lösen sich die grimmen Schmerzen,
Und Worte findet hier mein Leid,
In Einsamkeit.

Zum Kloster hin,
Das, in der Wildniß tief verstecket,
Der fromme Pilger nur entdecket,
Will ich mit meinem Kummer ziehn,
Zum Kloster hin.

Dort am Altar,
Da bring ich mein verlornes Hoffen,
Und alles Weh, das mich betroffen,
Mich selbst dir, Herr, zum Opfer dar,
Dort am Altar.

Das Lied war gesungen, die schwer belastete Brust erleichtert, und ein Schein von Ruhe senkte sich in des Sängers Herz. Noch eine Weile blickte er um sich in der schönen grünen Wildniß, die ihn umgab, und das Rauschen der Wipfel und das Gemurmel des Baches sprach geheimnißvoll zu seinem Herzen. Nun aber vertieften sich allmählig die Schatten der Wälder, die Gipfel der Berge färbte ein glühendes Gold, der Abend brach herein, und es war noch ziemlich weit bis zur Abtey, die er heute erreichen wollte. Daher bestieg er sein Pferd, und trabte rascher durchs Thal, das sich bey der nächsten Krümmung wieder erweiterte, und ihn in das Feuermeer der dem Untergange nahen Sonne schauen ließ. Bald näherten sich die waldigen Berge einander wieder,

und ließen nur einen schmalen Wiesenraum zwischen sich, da blickte plötzlich aus dem grünen Laubmeere der Buchen und Eichen, die sich vor des Wanderers Blicke an einander zu schließen schienen, eine Thurmspitze hervor. Nun wurde ein Dach sichtbar, mitten in der stillen Waldgegend stand das Kloster, wie eine von Menschen und Weltstürmen verborgene Zufluchtsstätte des Kummers, und Offterdingens Herz fühlte sich sanft beruhigt durch diesen Anblick.

Er hatte den Umfang des Klosterhofes fast erreicht, und erhob jetzt den Blick zu den Bergen, welche das Stift rings in ihren Schooß einschließen, und zu der Straße, welche von denselben herab führt. Da gewahrte er einen ansehnlichen reisigen Zug, der sich langsam die Anhöhe herab bewegte. Es waren viele Pferde, einige Ritter an ihrer Spitze, zwischen ihnen etliche Frauen, viele bewaffnete Knechte, Saumrosse und Gepäcke. Doch trugen sie alle Zeichen tiefer Trauer, die Frauen waren ganz in schwarze Gewänder gehüllt, weiße Tücher und Binden verhüllten Kinn und Stirne, und auf den Helmzierden der Ritter spielten Trauerflöre im Abendwind. Das Ansehen dieses tiefen Leides, welches die Kleidung der Reisenden, so wie ihre Haltung und feyerliche

Bewegung trug, weckte des Sängers antwortendes Mitgefühl. Diese Unbekannten waren ihm als Leidensgefährten nicht mehr ganz fremd. Der Zug war nun vom Kloster ebenfalls gesehen worden, die Glocken fingen an majestätisch zu läuten, das Thor der Kirche that sich weit auf. Offterdingen konnte in der dunkeln Tiefe derselben den Schimmer vieler Lichter und einen Zug der Mönche erblicken, der, den Abt an der Spitze, aus der durch viele kleine Wandsäulen gebildeten Vorhalle der Kirchenthüre heraus, und über den Klosterhof gegen das äußere Thor schritt. Die Fremden mußten also Personen vom hohen Range seyn, weil ihr Empfang so feyerlich gehalten wurde. Das Hofthor öffnete sich, die Reisenden hatten es eben erreicht, Offterdingen, der vor demselben gehalten hatte, sprang von seinem Thiere, die Führer des Zuges thaten dasselbe. Einer derselben, ein sehr stattlicher Ritter trat nun zu einer der Frauen, welche die Ansehnlichste von Allen schien, hielt ihr den Bügel, war ihr behülflich abzusteigen, und leitete sie, die sich bleich und erschöpft auf ihn stützte, dem Abte entgegen, der sie mit vielen Bezeigungen von Ehrfurcht in seinem Stifte willkommen hieß. Während hier einige Reden gewechselt wurden, stiegen auch die

Übrigen, sowohl Männer als Frauen von den Rossen ab, und Ofterdingen hatte Zeit, alles näher zu betrachten. Er erblickte das Wappen des Hohenstaufischen Hauses, und den kaiserlichen Adler auf manchem Schilde, auf manchen Decken der Pferde, auf dem Reisegeräthe, das jetzt von den Saumrossen genommen wurde. Hier und da erschienen aber auch die fünf Lerchen und der zweygetheilte Schild von Österreich, ja an manchen Orten mit jenen vereinigt, wie es bey vermählten Frauen gebräuchlich ist. Jetzt betrachtete Ofterdingen genauer die bleiche Frau, welche mit dem Abte sprach, er erkannte sie, und errieth das Übrige. Es war Margarethe von Österreich, des Herzogs Schwester, die Gemahlinn und wahrscheinlich die Witwe des unglücklichen Königs der Deutschen, der den kurzen Traum seiner irdischen Größe in den Mauern des Schloßes San Felice in Italien geendet hatte. Ofterdingen hatte sie bey ihres Vaters Lebzeiten in Jugendblüthe, im Glanz und Schmuck einer Königsbraut aus Wien ziehen gesehen, und wie fand er sie wieder! Der Gedanke, daß das Unglück kein noch so hohes Haupt verschone, und daß diese Frau, die so viel Anspruch an Glück und Freude gehabt hatte, vielleicht noch unglück-

licher sey, als er jetzt, gab ihm Kraft, seinen Schmerz eine Weile zu vergessen; er trat näher, und mischte sich unter das Gefolge, unter dem er zwar meistens fremde Gesichter, ja selbst eine fremde Sprache fand, denn es waren größtentheils Welsche, welche die Königinn von San Felice hieher begleitet hatten. Dennoch traf er auf ein Paar Bekannte, die sich seiner noch von Herzog Leopolds Hofe erinnerten, so manches Jahr auch seitdem verflossen war. Sein Nahme, den einer der Ritter mit frohem Erstaunen ausrief, berührte das Ohr der Königinn. Sie wandte sich schnell um, und erblickte den Meister, dessen Züge wie sein Nahme sie mit schmerzlicher Gewalt an die Tage ihrer glücklichen Jugend, und den Abstand zwischen einst und jetzt mahnten. Sie rief ihn zu sich, er nahte sich ehrfurchtsvoll, sie wollte ihm etwas freundliches zum Wiedersehen nach so langer Trennung sagen, aber ein Strom von Thränen, der aus ihren Augen brach, hinderte sie am Reden. Offterdingen und alle Gegenwärtigen standen gerührt um die hohe Frau, und ehrten ihren gerechten Schmerz durch ehrerbiethiges Schweigen, bis endlich die Älteste und Angesehenste der begleitenden Frauen sich ihr näherte, und wie der erste heftige Anfall des Wei-

nens vorüber war, sie bath, an die Nothwendigkeit der Ruhe und Erhohlung zu denken nach der beschwerlichen Reise. Margarethe sah die treue Dienerinn an, sie seufzte tief, aber sie gab dem wohlgemeinten Dringen nach, und indem sie sich zu Offterdingen wendend ihm befahl, hier zu bleiben, weil sie ihn zu sprechen wünsche, setzte sie sich und mit ihr der ganze Zug in Bewegung. Die Geistlichen reihten sich zuletzt an, und bald war Alles hinter den gastlichen Mauern des Stiftes verschwunden.

---

Die Abendglocke tönte durch die dunkelnde Luft, verkündete den Bewohnern des Stiftes, wie denen des Thales, daß der Tag und mit ihm seine Lasten vorüber seyen, und mahnte sie an die Pflicht des Gebethes. In dem hohen luftigen Saale der Abtey, welchen die letzten Tagesstrahlen durch bunt gemahlte Scheiben erhellten, und wo die Königinn, die Vornehmsten ihres Gefolges und die Dignitarien des Stiftes an der Tafel des Abtes zu Nacht speiseten, war die Mahlzeit zu Ende. Während derselben war das Geschick der Königinn, welche in Italien den Gemahl und beyde Kinder durch den Tod verloren

hatte, und nun durch die Steyermark nach Hause kehrte, um den Rest ihres Lebens im Vaterlande bey den Ihrigen zuzubringen, der Gegenstand des Gespräches gewesen. Sie war über Mariazell gekommen, sie hatte am Altare der Mutter der Schmerzen gebethet, und am Grabe ihres, in ihrer Abwesenheit verstorbenen, Vaters in dem von ihm erbauten Stifte Lilienfeld einen Tag in Thränen zugebracht. Sie sprach wenig und überließ es ihren Begleitern, welche von den traurigen Vorfällen in S. Felice und von den Begebnissen der Reise so gut wie sie selbst unterrichtet waren, den Abt und die übrigen Anwesenden damit bekannt zu machen. In ihrer Seele hatten sich zu den alten Schmerzen neue quälende Sorgen gesellt. Schon in Italien war ihr manches von den Zwistigkeiten zwischen ihrem Schwiegervater dem Kaiser und ihrem Bruder kund geworden. Seit sie seine Länder wieder betreten, vernahm sie Vieles, was sie mit Recht beunruhigen mußte, und sie nahm sich daher vor, noch heute mit dem Abte, den sie als einen verständigen Mann kannte, über alle diese Dinge zu sprechen.

Als er ihr daher nach geendigter Tafel anboth, weil sie der Ruhe bedürftig seyn würde, sie in die

für sie bereiteten Gemächer zu führen, nahm sie es freundlich an und befahl aber auch dem Ritter vom Emerberg, wie Offterdingen jetzt eigentlich genannt wurde, aus dessen Reden sie während der Abendmahlzeit auf seine vertrautere Kenntniß des Hofes von Wien schließen konnte, sie mit dem Abte in ihre Zimmer zu begleiten.

Hier nahm sie sogleich Platz, entließ ihre Frauen, ersuchte den Abt und Offterdingen zu bleiben und begann nun: Es muß euch nicht befremden, ehrwürdiger Herr, daß ich, statt den Schlaf zu suchen, dessen ich wohl benöthigt seyn möchte, ein neues Gespräch mit euch beginne. Ich habe auf meinem Wege hierher, besonders gestern in Lilienfeld, so manches gehört, was mein Herz mit banger Sorge erfüllt, und was durch Verschiedenes, das ich heut in eurem Stifte vernommen, zu meinem Kummer noch bestätigt worden ist. Von euch, ehrwürdiger Herr Abt, der ihr ein getreuer Anhänger unsers Hauses und ein welterfahrner Mann seyd, und von euch, Meister Offterdingen, der meines Bruders Gunst genießt, erwarte ich nun die Wahrheit zu hören. Soll es denn wirklich seyn, daß Herzog Friedrich ringsum von Feinden, und, was das Schlimmste wäre, von

solchen umgeben wäre, die er sich durch ein allzustrenges Benehmen selbst zugezogen?

Der Abt richtete einen ernsten bedenklichen Blick auf die Fürstinn und schien sich zu besinnen, ehe er antwortete. Lebhaft fiel Offterdingen ein: Gewiß, es laufen nachtheilige Gerüchte über euern erlauchten Bruder, gnädigste Frau! Aber ist es denn nicht immer so, wenn die Sonne in ihrem Glanze den blöden Sterblichen blendet? Da sieht ein Jeder dunkle Flecken, wo er hinschaut, und glaubt nun, daß sie an der Sonne selbst wären. Die Leute begreifen den Herzog nicht, sie verkennen, sie mißdeuten ihn, das ist es Alles.

Meister Offterdingen! nahm der Abt das Wort: Es macht euch Ehre, und ist wohl auch natürlich, daß ihr dem hohen Herrn, der euch mit Huld behandelt, so warm ergeben seyd. Indessen glaubt mir, ihr steht ihm zu nahe, um ihn aus dem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen. Es ist freylich nicht alles wahr, was die Leute sagen; doch muß ich selbst sagen, der Herzog hat einen schlimmen Stand. Seine Grenznachbarn lauern nur auf eine günstige Gelegenheit, ihm ins Land zu fallen, und erlauben sich allerley Neckereyen

und Unbilden, denn sie wissen, der Herzog ist jetzt nicht in der Lage, es wehren zu können.

Und warum kann er das nicht? sagte die Königinn: Unsre Länder sind groß, mein Vater wußte mit Ungarn und Böhmen, dem Herzoge von Bayern und dem Patriarchen von Aquileja, Frieden und sie in Achtung gegen sich zu erhalten.

Da wäre viel darüber zu sagen, erwiederte der Abt: Die Zeiten, die Umstände gleichen sich nicht, am wenigsten die Menschen. Herzog Leopold hatte seine Lehensleute in seiner Gewalt, die Städte hingen an ihm. Das ist nicht mehr so. Man muß eines wie das andere gestehen. Die Ritterschaft hat sich zu viel herausgenommen, der Herzog hat sie seine Macht zu sehr empfinden lassen, die Bürger, die durch Eures Vaters Gnade reich geworden, fühlen ihre Kraft und sind übermächtig; böse Rathgeber haben dem Herzog zur Strenge, zu harten Steuern gerathen, sein Sinn hat ihnen zu willig gehorcht.

Sie haben es verdient! rief Offterdingen.

Unstreitig, erwiederte der Abt, aber sie stehen jetzt gegen ihren Herrn, und von ihnen, so wie von vielen aus der Ritterschaft sind die Klagen bis zum Kaiser gelangt.

Weh uns! rief Margarethe: Dort werden sie nur zu willkommen seyn.

Das ist's, was auch ich fürchte, versetzte der Abt.

Und ist es denn wahr, daß er mit seiner Frau in Unfrieden lebt?

In Unfrieden wohl nicht, sagte Offterdingen: Sie bringt ihm keine Kinder. Das ist eben keine Schuld, die er ihr beymessen kann, aber es ist eben so natürlich, daß es ihn nicht zu ihr zieht.

Man hat mir gesagt, er denke darauf, sich von ihr scheiden zu lassen? erwiederte die Königinn.

Das ist wohl möglich, versetzte der Abt, indessen ist davon noch nichts bekannt geworden.

Er ist der letzte seines Stammes. Nach seinen schönen Ländern, sagte Offterdingen, strecken manche schon jetzt gierige Hände aus. Er muß daran denken, Nachfolger zu haben, er darf hier nicht wie ein Einzelner nur die Stimme häuslicher Ruhe oder ängstlicher Bedenklichkeit hören. Österreich ist sein Gemahl, ihm muß er Kinder schenken, damit das herrliche Land nicht einst als einsame Witwe die Beute kühner Freyer werde.

Ja wohl, seufzte Margarethe: Eine kinderlose Witwe ist ein unglückliches Wesen.

Offterdingen schwieg betroffen, ihm that es leid, diese frischen Wunden berührt zu haben.

Verzeiht, rief er, gnädigste Frau! ein unbedachtes Wort!

Nicht doch, unterbrach ihn die Königinn gütig: Macht euch kein Bedenken, lieber Meister! Ach was könntet ihr sagen und nennen, was mich nicht auf längerm oder kürzerem Wege in meine Schmerzen zurückführte! Doch laßt mich mehr wissen! — Daß Friedrich sich Kinder, Söhne wünscht, daß er darum nicht glücklich ist in seiner Ehe, das läßt sich begreifen und vielleicht entschuldigen. Aber soll denn auch das wahr seyn, daß er mit der Frau eines seiner mächtigsten Lehensleute im geheimen Liebesbündniß lebt? daß er damit umgeht, dieses Weib — Ihr schweigt beyde — Ihr blicket zu Boden — O Gott so ist es denn wahr!

Ich weiß nicht, gnädigste Frau, nahm der Abt beruhigend das Wort, während Offterdingen noch immer finster vor sich hinblickte — ich weiß nicht, was man euch eigentlich gesagt hat.

Daß er sich nur darum von Agnesen scheiden lassen will, fuhr sie fort, weil er schon lange jenes Weib in sein Herz geschlossen hat, weil er ihr die Herzogskrone aufsetzen will, die er aus den Locken der armen Agnes von Meran zu ziehen denkt. Wie kann er sich Gottes Segen und die Billigung der Welt bey einem solchen Schritte versprechen?

Eben darum, entgegnete Offterdingen, kann ich nicht daran glauben; ich kann nicht denken, daß mein hoher herrlicher Fürst mit eigner Hand diesen verdunkelnden Schleyer über den Glanz seines Nahmens werfen sollte.

Und wer ist dieses Weib? fragte die Königinn weiter.

Es ist die Frau eines Ritters von Pottendorf, antwortete der Abt.

Pottendorf? erwiederte Margarethe: Ich habe ihn gekannt, ein kräftiger und etwas rauher Mann.

Das war sein Vater, entgegnete der Abt: Der ist seit mehreren Jahren todt. Sein Sohn war wohl noch ein unbeachteter Jüngling, wie ihr aus Österreich zoget, gnädige Frau!

Ach doch! Ich erinnere mich seiner auch. Hieß er nicht Ulrich? Eine edle Gestalt, ein sittiges Benehmen — er war Edelknabe an unserm Hofe.

Ganz recht, erwiederte der Geistliche: Es gibt wenige Landherrn in Österreich, die sich mit Ritter Ulrich an innerm Werthe wie an Besitzthum und Macht messen können. Beym letzten Kriege hat er allein dem Herzog fünfhundert Helme zugeführt.

Und mein Bruder vermag — rief die Königinn — der Abt zuckte die Achseln.

Verzeiht edle Frau, verzeiht, ehrwürdiger

Herr, fiel Offterdingen rasch ein, und erlaubt, daß ich sage, wie es mir scheint. Diese Frau ist eine Griechinn von Geburt — sehr schön, von hochfahrendem stolzen Sinne und glühenden Leidenschaften, wie es der Himmelsstrich mit sich bringt, in dem sie geboren worden —

Zudem, fügte der Abt bey, am Hofe von Byzanz in allen Ränken und Künsten erzogen, die dort im Schwange gehn.

Sie wars, die dem Herzoge gleich anfangs mit ihrer Gluth entgegenkam, fuhr Offterdingen fort, die von seiner Schönheit geblendet, nichts mehr dachte und sah, als ihn, und seine Seele mit ihren Flammen entzündete. Aus einer fernen Burg, wo ihr Mann sie verschlossen hielt —

Andre sagen, aus einem Kloster, fiel der Abt ein, wohin er sie zur Busse gab.

Gleichviel, fuhr Offterdingen fort: Sie entfloh und kam verkleidet nach Wien. Sie warf sich dem Geliebten in die Arme, sie hatte allem getrotzt, alles verlassen, um ihm anzugehören, und sie ist wunderschön, das muß man nicht vergessen. Können, dürfen wir nun den feurigen, lebenskräftigen Mann so streng richten, wenn er freudlos im eignen Hause, von einer feindlichen Welt umgeben, die ringsumher kämpfend und hassend

gegen ihn aufsteht, an den einzigen Busen flüchtet, der, wie er glaubt, treu und hingegeben für ihn schlägt?

Wie kann er das meinen? erwiederte Margarethe: Soll er an seinem Hofe, unter seinen Lehensmännern keinen finden, dem er vertrauen kann? Hat er nicht den Künring, den Preußler? Hat er nicht euch, Meister?

Ihr ehrt mich, hohe Frau, erwiederte der Sänger bescheiden aber feurig, wenn ihr mich solchen Männern beyzuzählen und des Vertrauens meines fürstlichen Gebiethers werth zu seyn erachtet. Wohl darf ich sagen, er mag kriegserfahrene klügere Männer um sich haben, keinen treuergebenern hat er nicht, als mich.

Nun also? fiel die Königinn ein.

Er scheint doch noch etwas anders zu bedürfen. Wir sind Männer, wir können ihm rathen, ihm beystehn, seine Befehle pünctlich vollziehn, für ihn kämpfen und sterben —

Und ist das nicht viel? Ist es nicht voll genügend? fragte Margarethe.

Verzeiht, edle Frau! — Es ist doch nicht Alles. Es fehlt der milde Wiederhall, der das rauhe Männerwort sanft und melodisch wiedergibt, es fehlt der zarte Spiegel, der die starken Gedanken und

wilden Gestalten der Männerbrust verschönert zurückstrahlt, es fehlt das innige Verstehen, das Ahnen des noch nicht ausgesprochenen, der Zusammenklang der Seelen ohne Rede und durch Blicke, durch inniges Erkennen des verwandten Geistes — es fehlt uns mit einem Worte, daß wir alle keine Frauen sind — und glaubt mir, auch der kräftigste Mann —

Man merkt es euch wohl an, Meister Heinrich, unterbrach ihn der Abt mit Lächeln, daß ihr ein Poet und noch dazu ein verliebter Poet seyd! Öffterdingens Züge verfinsterten sich plötzlich bey diesen Worten, er senkte das Haupt und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Der Königinn entging es nicht, aber der Abt fuhr ohne es zu bemerken, fort: Was ihr da von Spiegel und Echo, vom Erkennen und Verstehen sagt, — es sind wohlgesetzte Redensarten, es mag auch wohl — das kann ein Klostermann nicht beurtheilen — etwas Wahres daran seyn. Eigentlich sind es aber doch nur Redensarten, und der Sinn von Allem ist, daß eben der Herzog in die schöne Griechinn verliebt ist, und daß sie seine Schwachheit für sie geschickt zu benutzen weiß.

Ihr sprecht ein bittres, doch muß ich fürchten, ein wahres Wort, sagte Margarethe: Wäre es meinem Bruder um eine treue weibliche Seele zu

thun, die — das gebe ich euch zu, denn meine Erfahrung und ein stilles Glück, das ich nur zu kurz genoß, bewähren es — die seine Sorgen liebevoll zu theilen, seine stürmischen Gefühle zu besänftigen, seinen trüben Blick zu erheitern verstünde, so hätte er ja unsre treffliche Mutter. Kann er wohl auf der ganzen Welt ein bewährteres Gemüth, einen verständigeren Geist und eine innigere Liebe finden, als ihm Theodora biethen könnte?

Der Abt und Offterdingen verstummten abermahls. Bedenklich schaute die Königinn Beyde an, endlich sagte Offterdingen leise: Sie ist seit einigen Wochen nicht mehr bey ihm.

Um Gotteswillen! rief Margarethe tödtlich erschrocken: Sie lebt doch? O meine Mutter, meine Mutter!

Beruhigt euch, durchlauchtigste Frau! sagte der Abt, und fürchtet nichts Übleres als wirklich geschehen ist! Eure erhabne Frau Mutter ist vollkommen wohl, nur hat sie sich jetzt auf ihren Witwensitz nach Judenburg zurückgezogen.

Aber wie ist das gekommen? fragte die Königinn: Seit so vieler Zeit, seit meines seligen Vaters Tode hatte sie das Kahlenbergerschloß nicht verlassen, wie ich vernommen, war kaum einmahl nach Wien herabgekommen.

Der Abt zuckte die Achseln: Sie konnte eben ihre Beystimmung zu Manchem, was der Herzog that, nicht geben, sie mahnte, sie warnte — des Herzogs starker feuriger Sinn ließ sich nicht beugen. Es sollen manchmahl sehr lebhafte Unterredungen zwischen ihnen vorgefallen seyn, die fromme Mutter härmte sich darüber im Stillen, und beschloß endlich zu schweigen, da sie sah, daß ihr Reden nichts nützte. Endlich wurde ihr — zwar sehr spät — des Herzogs geheimes Verständniß mit ihrem ehemahligen Hoffräulein, jener Melisende von Pottendorf, kund.

Ich begreife nicht, fiel Offterdingen ein, wie es so lange der Kenntniß der Mutter hat entzogen werden können. Es dauert schon geraume Zeit.

Denkt nur daran, erwiederte der Abt, wie lange selbst Herzoginn Agnes nichts darum wußte, wie lange so viele Menschen von dem bildschönen Edelknaben sprachen, der auf eine so geheimnißvolle Weise auf Burg Starhemberg und in Wien gehalten wurde, ohne daß man ahnete, wer unter dieser Mummerey steckte.

Als Edelknabe? In Mannskleidern? Pfuy doch! rief Margarethe mit Abscheu.

Denkt ferner, fuhr der Abt gegen Offterdingen fort, wie einsam Frau Theodora auf ihrem

Kahlenbergerschlosse lebt, und wie Jeder, der wirklich etwa darum gewußt hätte, sich ein Gewissen gemacht haben würde, die gebeugte fromme Herzogswitwe mit dieser Nachricht so tief zu verwunden.

Ihr habt Recht, erwiederte Offterdingen: Aber wie kam es denn zuletzt, daß sie es doch erfuhr?

Es ist mir unbewußt, antwortete der Abt, welcher Zufall es ihr entdeckt. Genug, sie erfuhr einen Theil des Geheimnisses, und erforschte das Übrige. Nun hielt sie es für ihre Pflicht, mit dem Sohne zu reden. Sie ließ ihn zu sich bitten, sie schloß sich mit ihm ein. Da kamen nun nebst den alten Beschwerden, die das Land über ihn erhoben, nebst manchen gewaltsamen Maßregeln, die er ergriffen, auch sein Benehmen gegen Agnes, und die wahre Beschaffenheit, in welcher die Pottendorferinn sich bey ihm aufhielt, zur Sprache. Die Herzoginn tadelte, warnte, ermahnte, stellte ihrem Sohne das Mißliche seiner Lage vor, wenn so viele gegründete und ungegründete Beschwerden vor den Kaiser, der ihm nie hold gewesen, gebracht werden sollten. Er widersprach, beyde ereiferten sich. Keines wollte nachgeben, so trennten sie sich im höchsten Unwillen und zwey Tage darauf verließ die Herzoginn mit ihrem ganzen Hofstaate das Kahlenberger-

schloß, um sich fern von ihrem Sohne nach Judenburg zu begeben.

O welche unseligen Zwistigkeiten! seufzte Margarethe: Unfrieden zwischen Fürst und Land, zwischen dem Herzog und dem Kaiser, zwischen Mutter und Sohn! Und in alle diese Verwirrungen führt mich ein trauriges Loos! Ich zog hierher, nachdem ich in Welschland alles verloren hatte, was mein Lebensglück ausmachte, und hoffte bey den Meinigen wenigstens Ruhe und einen stillen Platz zum Sterben zu finden. Und nun empfangen mich Todtmüde neue Sorgen, neue Schmerzen an der Schwelle der Heimath! — Die Königinn senkte das bleiche Haupt, und überließ sich einige Augenblicke dem Gefühle ihres Unglücks, das sie überwältigte. Bald aber erhob sie sich wieder. Was helfen Klagen? fuhr sie fort: Es ist nun einmahl so wie es ist. Mir hat kein freundlicher Stern bey meiner Geburt geleuchtet, viele Leiden habe ich schon erduldet, und es sagt mir eine innere Stimme, ich sey nicht am Ende meiner dunkeln Bahn, und ich hätte noch viel Schweres zu überstehen. Wie Gott will! Wenn er es verhängt, so wird es gut seyn. Sein heiliger Nahme sey gepriesen! Sie faltete die Hände wie zum stillen Gebeth; der Abt und Offterdingen betrachteten

sie mit Rührung und Theilnahme. Heiterer und gestärkt erhob sie sich endlich, und mit dem Bedeuten, daß es spät wäre, und sie suchen wolle zu ruhen, entließ sie huldvoll und freundlich ihre Gesellschafter.

Ihre Frauen brachten sie zu Bette, aber der Schlaf floh sie. Plane, Vorsätze, wie sie mit ihrem Bruder sprechen, wie sie versuchen wollte auf sein leidenschaftliches aufgeregtes Gemüth zu wirken, hielten sie noch lange wach, und erst spät gegen den Morgen senkte ein kurzer Schlummer sich auf ihre verweinten Augen, und gewährte ihr einige Erhohlung.

Sobald es tagte, brach sie nach Wien auf, wo der Herzog sich wieder zuweilen aufhielt, sie zwar mit herzlicher Freude empfing, wo sie aber bald aus der Stimmung, in welcher sie ihn fand, aus seinen Äußerungen, und aus dem, was sie selbst in seinen Umgebungen zu hören und zu bemerken Gelegenheit hatte, erkannte, daß der Abt und Offterdingen ihr die Wahrheit berichtet, ja wohl aus Schonung gegen sie die Umstände und die Lage der Dinge nur mit zu milden Farben geschildert hatten.

Margarethens Gemüth war von jeher von Ehrgeitz, Hoheit und den Welthändeln abgewendet gewesen. Als Hausfrau, eines Gemahls Leben zu verschönern, und eine treue Mutter ihrer Kinder zu seyn, war der Wirkungskreis, welcher alle ihre Wünsche in sich schloß. Diese einfache liebevolle Richtung ihres Wesens hatte dem stolzen Frangepani damahls seine kühnen Bewerbungen um das Herz der kaum entblühten Jungfrau sehr erleichtert. Der schöne tapfere junge Mann hatte ihren Augen gefallen, und in ihrer Brust das Gefühl der ersten Liebe geweckt. Die Herzogstochter vernahm nur dessen Stimme. Rang, Hoheit, Geburt verschwanden vor den mächtigen Tönen dieser Empfindung, und sie hätte sich, wie der Leser weiß, wohl gern entschlossen, von ihrer Höhe herabzusteigen, und jedes Loos zu theilen, das ihrer an der Seite ihres geliebten Mannes warten konnte, als ihres Bruders Dazwischenkunft jenes Band gewaltsam zerriß, und sie mit noch blutendem Herzen in die Arme des bestimmten Gemahls, in die Arme Heinrichs von Hohenstaufen überging. Wohl heilten die frischen Wunden nicht so schnell; aber auch Heinrich war liebenswürdig, schön und reich begabt, wie alle Kinder Friedrich des Zweyten,

wie überhaupt alle Zweige des herrlichen Stammes der Hohenstaufen. Zudem war er der von ihrem Vater, ihrem Kaiser und der Kirche ihr gegebener Gatte, dem sie am Altare Treue und Liebe bis in den Tod geschworen.

Er liebte sein blühendes holdes Gemahl herzlich, und sie wurde endlich Mutter seiner Kinder. Da löseten denn jene Faden, die ihr jugendliches Herz umstrickt gehalten, und an deren Zerstörung schon früher die Pflicht und die Frömmigkeit gearbeitet hatten, sich allmählig ab, und Margarethe ward Heinrichs geliebtes, liebendes und bis in den Tod getreues Weib. Aber es ward ihr nicht vergönnt, was sie gewünscht, dieses Glückes unangefochten zu genießen. Heinrichs unselige Unternehmungen gegen seinen Vater, seine Bündnisse mit den Lombarden, seine Absichten auf die Krone von Deutschland, rissen auch seine Frau mitten in den Strudel dieser Bewegungen und Plane hinein. Sie zwangen sie, um so mehr ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, weil ihr Bruder sogleich entschieden ihres Mannes Parthey gegen den Kaiser ergriff, und nun das Schicksal aller ihr theuern Wesen, ihres Gemahls, ihrer Kinder und ihres Bruders von dem Gange der Begebenheiten, von ihrem Benehmen gegen

den Kaiser, und von den Gesinnungen dieses letztern abhing. Sie hatte vielfältig Gelegenheit gehabt, zu hören, was kluge Männer verschiedener Nation und Partheyung über den Kaiser urtheilten, sie hatte ihn selbst persönlich kennen lernen, und im nähern Umgange des häuslichen Lebens betrachten können. Sie hatte endlich die Schwere seines Zornes, und die furchtbare Consequenz seiner Handlungsart in dem Schicksal, das ihren Mann traf, nur zu schmerzlich empfunden, und sie versuchte es, diese mannigfachen und so bitter erkauften Erfahrungen anzuwenden, um den geliebten Bruder, der ihr von so vielen theuern Wesen noch übrig war, von einer gefährlichen Bahn abzulenken, auf deren schlüpfrigen Abhang er ihr mit unaufhaltsamen Schritten gegen einen Felsen zuzurennen schien, an dessen unbeweglichen Seiten er sich zerschellen mußte, wie ihr unglücklicher Mann daran zerschellet war.

Aber Margarethens milde Vorstellungen, so wie die ernsten Ermahnungen Künrings und mehrerer wohlgesinnten Großen, verhallten fruchtlos an Friedrichs unbeugsamem Willen, dem mit der steigenden Gefahr auch der Muth stieg, den jeder Widerstand heftiger aufreizte, und der Nachgiebigkeit oder Unterwerfung für seine höchste

Schmach gehalten haben würde. Zwey Vorladungen des Kaisers nach Augsburg und Portenau ließ er unbefolgt, und war durch kein Zureden der Seinigen zu bewegen, sich vor dem Throne seines obersten Lehensherrn einzufinden. Indessen gingen die Beschwerden der Landherrn und der Städte gegen ihn, und des Herzogs gegen diese fort, die gegenseitige Erbitterung wuchs mit jedem Tage, und es war wie immer in solchen Lagen der Dinge schwer zu entscheiden, ob der eben vorliegende Fall eine neue Beleidigung von der einen oder andern Seite, oder bloß Rache und Vergeltung für früher erlittenes Unrecht war. Mit Angst sah Margarethe, mit wachsender Sorge die treuen Lehensleute das täglich steigende Übel. Friedrich allein schien unbesorgt, er wußte seinen furchtbarsten Feind, den Kaiser, in Italien mit den eigenen schweren Händeln zwischen dem Papste und den mächtigen lombardischen Städten beschäftigt, und er glaubte die Kraft in sich zu fühlen, allen seinen übrigen Feinden, und wohl auch dem Kaiser sammt ihnen Trotz zu biethen.

So vergingen mehrere Monathe. Vorstellungen und Bitten um Abhülfe, mitunter auch Mahnungen und Drohungen kamen von mehreren

Seiten. Friedrich blieb taub gegen alle. Es kamen neue Befehle des Kaisers, er ließ sie unbeachtet. Endlich an einem Morgen, wo er eben höchst unmuthig über einige Ritter der Steyermark, die ihm geradezu den Gehorsam verweigert hatten, und verstimmt durch einen Zwist mit Melisenden, der es jetzt nur selten gelang, dieß aufgereitzte Gemüth zu besänftigen, in Margarethens Gemach getreten war, und, mit hastigen Schritten auf und abgehend, ihr einiges von den neuen Verdrießlichkeiten erzählte, meldete ein Edelknabe der Königinn den Marschall von Österreich, Herrn Heinrich von Künring, der dem Herzoge etwas Wichtiges zu berichten habe.

Wenn es dir nicht zuwider ist, wandte der Herzog sich an seine Schwester, so möchte ich ihn hier sprechen.

Du schaltest, wie du willst, in meinem Zimmer, antwortete Margarethe freundlich, und wenn es was Geheimes ist, will ich mich entfernen.

Gewiß nichts, antwortete der Herzog, was du nicht wissen dürfest, und somit machte er dem Pagen ein Zeichen, und gleich darauf trat Künring ein. Sein Gesicht, die Haltung seiner gan-

zen Person, wie er sich wortlos verbeugte, und dem Herzoge ein großes, mit dem kaiserlichen Insiegel versehenes Paket überreichte, sahen so düster und ernst aus, daß Friedrich unwillkührlich zurücktrat, und, ehe er noch die Hand ausstreckte, um das Dargebothene zu nehmen, ausrief: Das ist nichts Gutes, was du bringst, Künring!

Künring zuckte die Achseln und verstummte.

Was ist es denn? rief Friedrich ungeduldig.

Ein kaiserlicher Herold, von zwey Rittern und mehreren reisigen Knechten begleitet, ist so eben im Burghofe eingeritten, und hat dieß für euch, gnädigster Herr, von Seite seiner kaiserlichen Majestät übergeben.

Friedrich hatte das Paket ergriffen, und riß ungeduldig an den Schnüren. Sie gingen los, er entfaltete das Pergament, und las. Künrings und Margarethens Blicke waren besorgt auf seine Züge gerichtet. Jetzt sahen sie ihn erblassen, einen Schritt zurücktreten, und die Hand mit dem Blatte senken. Aber es war nur ein Augenblick. Im nächsten kehrte die gewohnte Farbe wieder auf seine Wangen, und steigerte sich während des fortwährenden Lesens durch Zornesgluth zu immer höherer Röthe. Nun hatte er geendet, drückte in krampfhafter Bewegung mit

beyden Händen das Blatt klein zusammen, und warf es dem Künring vor die Füße, daß die Kapsel des Siegels rasselnd aufsprang.

Um Gotteswillen, was ist's? rief Margarethe, und eilte auf den Bruder zu.

Nichts mehr und nichts weniger, erwiederte er mit schnell gefaßtem Tone, als daß ich geächtet bin. Das ist die Reichsacht! Er wies mit dem Finger auf das Pergament. [1])

Geächtet! schrie Margarethe tödtlich erblaßt, sank auf den nächsten Stuhl, und verhüllte das Gesicht in beyde Hände.

Geächtet! wiederholte Künring dumpf, bückte sich, hob das Pergament auf, und entfaltete es mühsam: Ich dachte es wohl, der Herold hatte es mich schon ahnen lassen.

Ja, geächtet, antwortete Friedrich fest: Und was weiter? Glaubt der Kaiser, daß mich sein Bannstrahl erschüttern, und in das Joch der Dienstbarkeit schrecken werde, unter das er mich, so wie deinen unglücklichen Heinrich, zwingen wollte? Nimmermehr! Sie mögen kommen, die Vollstrecker der Acht, die er hier aufgerufen, sie mögen herfallen über mein Land, sie mögen das Erbe meiner Väter verheeren, zerreissen. Mich sollen sie nicht beugen, ich will den Spruch be-

währen, den ich einst hörte, furchtlos will ich die Trümmer einer stürzenden Welt über mich zusammen fallen sehen.

Margarethe hatte indessen das verhängnißvolle Blatt aus Künrings Hand genommen. Gerechter Gott! rief sie: Dem König von Böhmen, dem Herzog von Bayern, den Bischöfen von Salzburg und Aquileja ist der Vollzug der Acht aufgetragen. Das sind ja alle, die nur von fern und nah deine Länder begrenzen.

Es sind ihrer wohl noch mehrere, erwiederte Friedrich, und du hast sie noch nicht alle genannt. Je mehr, je besser, hat der Kaiser gedacht, denn viele Hunde sind des Häsen Tod. Aber sie sollen mich nicht zu Tode hetzen, wie grimmig sie's auch anfangen mögen. Ich weiche nicht, ich gebe nicht nach.

So wirst du zu Grunde gehen, rief Margarethe schmerzlich, und was ich an dem Gemahl mit Jammer erlebte, werde ich mit doppeltem Jammer an dem Bruder erleben.

Ganz recht, daß du mir deines Mannes Schicksal als Beyspiel vorhältst, rief Friedrich: Was hat es dem Schwager genützt, daß er sich unterworfen, daß er zum Kreuz gekrochen, und wie ein Schulknabe die Ruthe geküßt hatte, die

ihn schlug? Im Kerker ist sein junges hoffnungsreiches Leben erloschen, im Kerker, der ihn und seine Söhne begrub; das wär die Frucht seiner Zahmheit.

Margarethe verhüllte bey diesen schmerzlichen Erinnerungen ihr Gesicht in den Witwenschleyer, und brach in Thränen aus. Künring nahm das Wort, und sagte: Verzeiht, gnädigster Herr, wenn ich euch hier nicht ganz beypflichten kann. Was immer der erste Grund von König Heinrichs Zwist mit seinem kaiserlichen Vater war, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Mehrheit der deutschen Reichsfürsten das Unrechtmäßige in des Königs Verfahren anerkannte, und daß sich dieser folglich nicht bloß seines Vaters, sondern des ganzen deutschen Reiches Ausspruch unterwerfen mußte.

O, hätte Heinrich, rief Margarethe schmerzlich aus, nur auch die Bedingungen, welche der Vater ihm vorschrieb, pünctlich gehalten, hätte er die festen Schlösser übergeben! Wer weiß —

Nichts wäre es gewesen! fiel ihr der Bruder heftig ein: Der Kaiser wollte deines Mannes Untergang, denn er wollte dem geliebtern Konrad die deutsche Krone aufsetzen.

So scheint es mir nicht, antwortete Kün-

ring: König Heinrich hatte durch seine Verbindungen mit des Kaisers ärgsten Feinden, den Lombarden, gerechte Beschwerden und Besorgnisse erregt.

Hatte doch selbst der Papst, fiel Margarethe ein, meinem unglücklichen Manne Unrecht gegeben, und des Kaisers Parthey gegen ihn genommen. Das that Gregor, der sonst in allen Stücken des Kaisers Gegner war. Dieß hat mich auch stets am tiefsten geschmerzt, denn es hat mich von Heinrichs Schuld überzeugt. O Gott! Das ist doch das größte Unglück, das Mißfallen des heiligen Vaters zu erregen.

Deinem Schwiegervater scheint es nicht so, rief Friedrich: Der kämpft muthig überall, und mit allen Waffen gegen ihn.

Traurig genug, erwiederte Margarethe: Ist es doch, als ob bey euch, ihr harten Männer, jeder Widerstand, ja selbst jede Vorstellung, jede Bitte nur heftigeren Streit erregte, und das Unerschütterte noch unerschütterlicher machte. Was habe ich meinem Heinrich nicht vorgestellt, nicht geflehet, mit Thränen auf den Knien gebethen, sich meiner, unserer Kinder, seiner selbst zu erbarmen! Was hat es geholfen, und was war die Folge? Was hilft es bey dir, was alle deine

Getreuen rathen und bitten? Und was wird daraus erfolgen?

Fürchte nicht so sehr! entgegnete Friedrich gefaßt: Der Fall ist ungleich, und ich stehe ganz anders dem Kaiser gegenüber, als dein Mann — sein Sohn! Das vergiß nicht! Wunderbar! Mir wächst der Muth mit der Gefahr, und mit dem Muthe die Lust. Es ist mir unmöglich zu fürchten, und es freut mich ordentlich, mich mit diesem Friedrich, diesem mächtigen Hohenstaufen, dessen Ruhm das Abend- und Morgenland erfüllt, zu messen. Das ist doch ein Gegner, der den Kampf rühmlich macht.

O Übermuth! Übermuth! rief Margarethe weinend aus: Du wirst es früh genug erfahren, was es sagen will, diesen Mann zum Feinde zu haben, der keine Nachsicht kennt, keine Geduld, vor allem keine Halbheit, der überall Alles oder Nichts will.

Er ist eben ein ganzer Mann, antwortete Künring, und, gnädigster Herr, mögt ihr mir zürnen, aber ich muß es sagen, auch ich fürchte, ihr wagt euch da in einen ungleichen Kampf. Gebt doch in's Himmelsnahmen in einigen Dingen nach.

Nicht in dem Geringsten, rief Friedrich: Ich

will ihm und der Welt zeigen, daß auch ich ein ganzer Mann bin, und daß es auch bey mir heißt: Alles oder nichts. Entweder Herzog von Österreich und Steyermark, mit der vollen Macht in meinem Lande zu schalten und zu walten, wie es mir beliebt, und wie es Friedrich der Rothbart meinen Ahnen verlieh, ohne mir von trotzigen Vasallen und übermüthigen Krämern Gesetze vorschreiben zu lassen — oder ich will gar nicht seyn, und im rühmlichen Kampfe Land und Leben lassen. Aber es kommt nicht so weit.

Das gebe Gott! antwortete Künring: Ich gehe jetzt, so ihr es erlaubt, gnädigster Herr, die kaiserlichen Bothen abzufertigen.

„Bewirthe sie aufs Beste! Thue ihnen alle Ehre an, wie willkommenen Gästen, in aller Lust und Freude! Sie sollen ja nicht glauben, daß ihre Bothschaft mich kränkt oder niederschlägt.“

Der Herzog winkte, und Künring ging mit schwerem Herzen. Margarethe aber hatte das Pergament wieder in die Hand genommen, sie hatte die Klagepuncte des Kaisers gegen ihren Bruder gelesen, und ging nun auf einige ein, indem sie sagte: Er beklagt sich, daß du aus jugendlichem Trotze, wie er es nennt, auf seine mehrmahligen Vorladungen nicht erschienen bist.

Warum hast du denn das gethan? Was hätte es dir verschlagen, so du ihm willfahrt hättest?

„Bin ich's doch nicht schuldig, mich außer meinen Staaten vor irgend einem Hofe zu stellen! — Ist es doch eins der köstlichsten Vorrechte der Herzoge von Österreich, daß sie selbst die Lehen vor keinem fremden Throne suchen, sondern in ihren Ländern empfangen dürfen!

Wie oft hat nicht unser trefflicher Vater sich nach des Kaisers Wunsche bey ihm eingefunden! Höher als dieser wirst du dich doch nicht stellen wollen?

„Das war sein guter Wille, und niemahls Pflicht. Hätte es Friedrich so von mir verlangt, vielleicht hätte ich es gethan. Gebiethen läßt sich der Herzog von Österreich nicht."

Er spielt hier, fuhr Margarethe fort, indem sie auf die Schrift wies, auch auf einen andern Punct an; er spricht von ehrbaren Frauen, die du ihren Ehemännern geraubt, und diese in Verbannung gejagt hättest. Ach das ist auch ein Punct, der mir so schmerzlich war, der dich mit unserer guten Mutter entzweyt hat, und der dir unmöglich Segen bringen kann!

Friedrichs Züge verfinsterten sich während dieser Rede. Er antwortete nicht.

Du sagst gar nichts? begann die Schwester aufs neue: O wer gibt meiner Zunge Beredsamkeit und Kraft, um wenigstens in diesem Puncte dein starres Herz zu rühren! —

Und was willst du von mir? antwortete er milder, indem er sich neben sie setzte: Was will der Kaiser mit dieser Rüge? Ehrbare Frauen, die ich ihren Ehemännern entrissen? Sieh, wie schlau, wie italienisch fein dieß alles zusammengestellt ist! Da schaut sein Kanzler der staatskluge a Vineis aus jeder Zeile! Ja, die Pottendorferinn lebt bey mir auf Starhemberg. Aber ich war es nicht, bey Gott! der sie ihrem Manne entzog. Sie entfloh der Klosterhaft, in der seine übertriebene Eifersucht sie hielt, und kam zu mir von Liebe und Angst getrieben, als sie mich verwundet, dem Tode nahe, von ihrem eignen Manne verlassen und verrathen glaubte. Ich gestehe dir, der Schritt hat mich befremdet und im ersten Augenblicke mehr bestürzt als erfreut. Als vollends ihr Mann — freywillig, das kann ich vor Gott betheuern — von hinnen zog, um gegen die Heiden zu kämpfen, da erlaubte ich ihm nur ungern sich zu entfernen, und so drückend mir manchmahl seine Nähe war, ich fühlte doch, was ich an dem treuen Diener, an dem wackern Käm-

pfer verlor. Lassen wir das, fuhr der Herzog finster fort: Es ist vorbey—es ist nicht mehr zu ändern.

„Und hat man seitdem keine Nachricht von Pottendorf?“

Keine verläßliche. Einmahl schon sagte ihn das Gerücht todt. Es hat sich nicht bestätigt zu meiner großen Beruhigung.

„Du wünschest seine Wiederkehr?“

Ich wünsche sie — und wünsche sie nicht. Ich weiß nicht, was mir am liebsten wäre. Es ist eine Verwirrung, Zwiespalt, Gluth und Haß in mir! Schwester, ich sage es dir, es ist mir oft Alles um mich her, ich bin mir selbst zur Last. Dann find' ich Erleichterung und Lust am Kampfe und Widerstande. Dann möchte ich mich hineinstürzen mitten in die gährenden Elemente und kämpfend und siegend untergehn!

Margarethe sah den Bruder trauernd an, der, den Kopf in die Hand gestützt, finster neben ihr saß.

Armer Friedrich! sagte sie nach einer Pause: Wie glänzend scheint dein Loos, und wie wenig glücklich bist du! Willst du mich anhören—willst du mir nicht zürnen, wenn ich einen Rath zu geben wage?

„Laß hören!“

Der Weg, auf dem du bisher gewandelt bist, hat dich nicht zum Glücke geführt, das erkennst du selbst. Wie wäre es, lieber Friedrich, wenn du einen andern versuchtest?

Friedrich schüttelte den Kopf ohne zu antworten.

Ich sage nicht, daß du dich vor dem Kaiser demüthigen oder auch nur Einem deiner fürstlichen Rechte etwas vergeben sollst. Offenbar sind die Anklagen, die er gegen dich erhebt, ihm von deinen Feinden aus Haß und Neid hinterbracht worden, und seine schlaue Staatskunst weiß sie fein und listig zusammenzustellen, daß ein scheinbares Ganzes daraus wird.

„So ist's! du hast es getroffen.“

Weil aber doch einige Dinge sind, deren wahrer Grund dem ganzen künstlichen Gebäude zum Stützpunct dienen kann, und auch von ihm so benützt wird, so würde vielleicht der ganze Bau zusammenstürzen, wenn jene Puncte beseitigt werden könnten? —

„Wie meinst du?“ —

Wenn du das, was dein eignes Herz dir als nicht ganz rechtmäßig anzeigt, zu ändern versuch-

test, wenn du zum Beyspiel den Anstoß, den man aus deinem Umgang mit —

„Ha! hör ich dich kommen? Daß ihr Weiber euch doch so gern in die innersten Angelegenheiten mischet! Daraus wird nichts. Melisenden opfere ich ihnen nicht auf.“

Ist denn deine Leidenschaft für sie so unbezwinglich?

„Leidenschaft? Wer sagt dir denn, daß ich eine Leidenschaft für sie habe?“

Deine eignen Worte. Du kannst dich nicht entschließen, dich von ihr zu trennen.

„Weil sie sich mir mit gänzlicher Hingebung in die Arme geworfen, weil sie mir Stand, Rang, Gemahl und Meinung der Welt geopfert hat, weil sie schön ist, sehr klug und voll kleiner Geschicklichkeiten, die mich angenehm erheitern und zerstreuen, wenn ich, Sorgen im Kopf und Unmuth im Herzen, zu ihr nach Starhemberg komme, weil — kurz weil ich nicht will!“

O Friedrich! Friedrich! Welches Loos bereitest du dir! —

„Darum kein schlimmeres, weil ich des Hohenstaufen Gunst durch keine Niederträchtigkeit erkaufen will. Siehst du denn die Sache nicht durch? Errāthst du nicht, was er eigentlich will?“

Wie sollt ich? —

Österreich will er, rief Friedrich mit losbrechendem Zorn — das schöne Reichslehn, das herrliche Land. Darnach steht ihm sein Sinn; der Geächtete hat es verwirkt, er zieht es ein, und belehnt einen seiner Söhne damit.

Gesetzt es wäre so, deine Unterwerfung würde ihm den Vorwand nehmen.

„Im Gegentheil, er würde neue Vorwände suchen, und in dem Rüsthause seiner Feindseligkeiten hat er Waffen und tödtliches Wurfzeug genug, das er gegen mich schleudern würde, wenn ich ihm auch diese hier (er wies auf das Pergament) alle entwinden könnte. Glaubst du denn, er will mich ächten, weil er mich strafbar findet? Umgekehrt! Er will mich strafbar finden, weil er mich ächten will.“

Margarethe verstummte. Zum Theile wußte sie diesen allerdings scheinbaren Behauptungen auf der Stelle nichts entgegen zu setzen, zum Theile erkannte sie aus der Gluth, die immer steigend aus ihres Bruders Zügen, aus seinen Blicken flammte, daß jetzt nicht der Augenblick sey, auf dieß stürmisch erregte Gemüth zu wirken. Sie ließ es daher geschehn, daß er sich in der völligen Überzeugung seines Rechtes von ihr entfernte,

dann knieete sie weinend an ihrem Bethschemmel nieder, und erflehte im andächtigen Gebethe Ruhe und Segen für den gequälten Bruder und Erleuchtung für sich, um ihm auf seiner gefahrvollen Bahn heilbringend zur Seite stehn zu können.

Wie es sich Friedrich vorgenommen hatte, hielt er es auch. Seine Antwort an den Kaiser athmete die ganze feste Entschlossenheit, den Trotz, kann man sagen, welcher ihn von jeher bey drohender Gefahr beseelte, und der Kaiser schien es auch nicht anders erwartet zu haben. Ohne weiter irgend einer Nachsicht oder Gnade Raum zu geben, ließ er die Befehle, die schon vorläufig gegeben waren, in Vollzug bringen.

Im Laufe des Herbstes bis gegen den Winter hin rückte ein böhmischer Heerhaufen ins Land, der die Gegenden jenseits der Donau verheerte. Hierauf besetzten der Herzog von Bayern und die Bischöfe von Salzburg, Regensburg und Freysingen, das Land ob der Enns, wo indessen Bernhard von Preußel mit auserlesener Mannschaft sich nach Linz hineinwarf, dieß schnell befestigte und sich so tapfer hielt, daß der Ort nicht von Feinden überwältigt werden konnte. In die Steyermark zogen der Herzog von Kärnthen, mit ihm der Patriarch von Aquileja und der Bischof

von Bamberg herauf. Alle diese setzten sich fest in den unglücklichen Ländern, und drückten sie mit schweren Erpressungen. Herzog Friedrich konnte nicht daran denken, sich so vielen und mächtigen Feinden, welche ihn zu gleicher Zeit angriffen, mit Erfolg zu widersetzen, er raffte daher zusammen, was er an streitbarer Mannschaft aufbringen konnte, hielt eine Weile die Gegend um Wien besetzt, legte starke Besatzungen in die Burg Mödling, welche schon seine Ahnen besessen hatten, nach Starhemberg, Guttenstein und einige andre feste Schlösser, und beschloß, wenn das Äußerste eintreffen, und er den Kräften oder dem guten Willen der Wiener nicht sollte vertrauen können, sich in das feste und treue Neustadt zu werfen.

Auf diesem entscheidenden Wendepuncte seines Lebens angekommen, fand er es der Pflicht wie dem Anstande gemäß, die Gefährtinn, welche der Himmel ihm am Altare gegeben, von seinem Vorhaben wie von seinen — freylich sehr trüben Aussichten in Kenntniß setzen und sie befragen zu lassen, ob sie sich wohl entschließen könnte, mit ihm nach Neustadt zu gehn, und zu ertragen, was Gott über sie beyde verfügen würde. Er ließ daher den Abt vom heil. Kreuz, den

Beichtvater seiner Mutter und seiner Gemahlinn rufen, der sich damahls gerade in Wien befand, und trug ihm auf, mit dieser Sendung zur Herzoginn zu gehen.

Unter der Zahl der Fürsten, welchen vom Kaiser die Vollstreckung der Reichsacht gegen Herzog Friedrich aufgetragen war, befanden sich, wie wir schon gehört haben, auch die beyden Oheime der Herzoginn, Berthold, Patriarch von Aquileja, und Ekbert, Bischof von Bamberg, beyde aus dem Hause Andechs und Meran. Bey der Kenntniß von der unzufriednen Ehe ihrer Nichte, deren Klagen oft bis zu ihren Verwandten gedrungen waren, und bey der Überzeugung, welche beyde hatten, daß dem von allen Seiten angegriffenen Herzoge nichts übrige, als Untergang oder schmähliche Unterwerfung, wozu er, seiner bekannten Sinnesart nach, sich nicht entschließen würde, ließen die Oheime ihrer Nichte entbiethen, sich in diesem Sturm, in welchem ihres Gemahls Haus, Erbe und vielleicht selbst sein Leben untergehen müsse, zu ihnen zu retten. Agnes empfing diese Kunde wenige Augenblicke, bevor man ihr den Besuch des Abten von heiligen Kreuz meldete, der ihr im Nahmen ihres Gemahls die Wahl vorlegte, ob sie diesen nach der

Neustadt begleiten und sich mit ihm den Gefahren und Mühseligkeiten einer Belagerung aussetzen, oder sich zu seiner Mutter nach Judenburg begeben wolle? Diese beyden einander widerstreitenden Anerbiethungen ihrer Verwandten und ihres Gemahls versetzten Agnes in die peinlichste Lage, in welcher ein schwaches Gemüth sich befinden kann, in die des Zweifels und der Unentschiedenheit. Wenn auf der einen Seite Pflicht und ein Rest von Liebe für den schönen ritterlichen Gemahl sie geneigt machte, ihm zu folgen, so erhoben sich die Beleidigungen und Kränkungen, die sie von ihm erfahren, zugleich mit der Angst vor dem Schicksal, das ihr an seiner Seite drohte, in ihrer Seele, und heller als je stand das Bild ihrer unwürdigen Nebenbuhlerinn vor ihr. Ein gäher Gedanke blitzte durch ihre Seele; sie glaubte nun den rechten Ausweg gefunden zu haben und nach einigem Besinnen antwortete sie dem Geistlichen: er möge ihrem Herrn und Gemahl melden, sie sey bereit, ihm mit Vergnügen überall hin zu folgen, wohin sein Schicksal oder sein Wille ihn hinführen würde, nur bitte sie um die einzige Gefälligkeit, daß er den griechischen Edelknaben auf Starhemberg lassen, und nicht mit in die Neustadt nehmen möchte. Als

sie diese Bedingung ausgesprochen hatte, sah der Abt sie lange und bedenklich an. Gnädigste Frau! erwiederte er: Sagt lieber gleich, daß ihr nicht gesonnen seyd, euern erlauchten Gemahl zu begleiten; denn so wie ich den Herrn kenne, läßt er sich keine Bedingungen, und zumahl keine solche vorschreiben.

Wie? rief Agnes entrüstet: Seine rechtmäßige ebenbürtige Frau sollte es nicht wagen dürfen, ihn bittweise um das zu ersuchen, was ja ohnedieß nur seine Pflicht ist?

„Diese Sprache ist der Herzog von Niemand zu hören gewohnt, und was Ermahnungen solcher Art bey Gemüthern, wie das seinige, fruchten, habt ihr, gnädige Frau, an der Wirkung gesehen, welche der Unwille seines kaiserlichen Lehensherrn, des ersten weltlichen Hauptes der Christenheit, und endlich sogar die Ächtung auf ihn gehabt haben. Hat er nachgegeben? Hat er, selbst die billigen unter jenen Forderungen erfüllt?“

Die Herzoginn schwieg.

„Darf ich euch rathen, durchlauchtige Frau, so gewährt eures Gemahls Ersuchen unbedingt; denn nur für ein solches, mit aller Zartheit ausgesprochen, kann ich die Wahl halten, welche er euch durch mich vorlegen läßt. Ich habe seinen

Auftrag empfangen, ich weiß, wie er ihn gab, und ich kann daraus schließen, welche Antwort er erwartet.“

So sollte ich es darauf ankommen lassen, erwiederte Agnes heftig, daß jene Creatur mit mir unter Einem Dache lebe, daß ich sie wohl gar vor Augen sehen müßte? O Friedrich ist zu jedem Äußersten bereit, wenn es darauf ankommt, seinen Eigensinn auszuführen.

„Wenn ihr das von ihm glaubt, durchlauchtige Frau, so solltet ihr um so mehr —“

Nimmermehr! fiel ihm die Herzoginn ein: Ich habe geschwiegen und geduldet, wie vielleicht keine Frau, auch nicht des geringsten Leibeignen. Ich habe seine Vernachlässigung, seine Gleichgültigkeit ertragen, ohne zu murren.

Der Prälat machte hier eine Miene, als ob er, der Gewissensrath und langjährige Vertraute, doch in einigen Dingen anderer Meinung wäre. —

Ihr seht mich zweifelhaft an, hochwürdiger Herr, fuhr sie fort: Ach, die zahmste Geduld geht endlich aus, und der Wurm, den man tritt, krümmt sich. Ich kann mir selbst das Zeugniß geben, und ihr müßt mirs bestätigen, daß ich meinen Gemahl innig geliebt, daß ich ihm

unverbrüchlich treu, und zu jedem Opfer stets bereit gewesen. Aber wie er mir mitgespielt seit jenem unseligen Tage des Turniers, was ich seitdem gelitten, und besonders, seit jenes ehebrecherische Weib sich mit beyspielloser Frechheit öffentlich an ihn gedrängt hat, seit er sie um sich duldet, sie mir augenscheinlich vorzieht —

Halt! Halt! unterbrach der Geistliche den Strom dieser Klagen und Vorwürfe; Ihr habt unstreitig Recht, euch zu beschweren.

Das will ich meinen!

„Nehmt mir es aber nicht übel, hohe Frau, wenn ich euch an das erinnere, was ich euch schon mehrmahl bey ähnlichen Anlässen gesagt! Mit Herzog Friedrich in Kampf zu treten, ist eine mißliche Sache für einen Mann, für seine Frau aber ein nutzloses und verderbliches Unternehmen. Ihr aber habt ihn mit Spähern umstellt, habt seine Schritte beobachten lassen, habt ihn zur Rede gestellt, ihm Vorwürfe gemacht —“

Es war nicht auszuhalten, ich mußte reden oder sterben.

„Und was habt ihr gewonnen damit?“

Agnes schwieg.

„Daß er euch werth hält, und des Hauses, aus dem ihr entsprungen, wie eurer Tugenden

mit Achtung gedenkt, beweiset das würdige Benehmen, das er stets gegen euch beobachtet."

O das ist nur sein Stolz, der die Herzoginn von Österreich gern über alle Frauen deutscher Zunge stellen möchte.

„Ich würde sagen, diese Auslegung sey lieblos, wenn ich nicht den gerechten Schmerz anerkennen müßte, der euch zuweilen selbst zu weit führen kann."

Habe ich nicht unter der Hand so manches Mahl gehört, daß er sich gern von mir scheiden lassen möchte? Zeigt sein Betragen gegen mich nicht, daß er meiner los seyn will?

„Das letzte, durchlauchtige Frau, ist mir noch nie so vorgekommen. Was das erste betrifft, so bedenket, daß jederzeit Neid, Feindseligkeit und der unselige Hang sich mit dem Thun und Lassen Anderer, besonders wenn diese recht hoch gestellt sind, zu beschäftigen, gar viele unverbürgte, und später falsch erfundene Gerüchte ausgeheckt habe. Und, verzeiht euerm treuen Diener die Bemerkung, derjenige Mund, der es wagt, euch eine solche Nachricht zu hinterbringen, verdient schon darum keinen Glauben von euch, und ihr thut Unrecht, wenn ihr Ohrenbläsern horcht."

Die Herzoginn schwieg finster.

„Erlaubt mir, daß ich euch sage, selbst in der Anfrage, mit der mich der gnädige Herr zu euch geschickt hat, scheint mir ein Beweis seiner Achtung für euch zu liegen. Er wünscht gewiß, daß ihr ihn begleiten möchtet, er geht einem harten Kampfe, einem ungewissen Schicksale entgegen.“

O mein Gott! rief Agnes schmerzlich: Glaubt ihr wirklich an so große Gefahr?

Der Prälat zuckte die Achseln. „Ich fürchte viel, und mag es euch so wenig als dem durchlauchtigen Herrn bergen.“

Agnes blickte düster zu Boden und schwieg. Nach einer Weile sagte sie: Wohlan denn, Herr Abt, so entbiethet meinem Gemahl, was ich euch vorhin sagte: ich sey bereit, mit ihm zu gehen, ich würde keine Beschwerde, keine Gefahr scheuen, die ich mit ihm theilen könnte. Aber das ist unerläßlich, fuhr sie fort, indem sie sich stolz aufrichtete — die geborne Herzoginn von Meran, die Frau eines der ersten deutschen Fürsten kann und muß das fordern — ich lasse meinen Gemahl in aller Milde und Demuth bitten, mir zu erlauben, jene Gefahren und Beschwerden mit ihm allein zu tragen; allein, merkt das wohl, hochwürdiger Herr! Der Herzog wird mich schon verstehen.

Wollt ihr, erwiederte der Abt trauernd und betrübt, wirklich auf dieser Antwort bestehen?

Ich muß, entgegnete Agnes: Hier ist ein Schreiben meiner Oheime, des Patriarchen von Aquileja und des Bischofs Ekbert. Sie laden mich ein, ja sie fordern mich auf, mich aus dem Schutte und der Zerstörung, in welche meines Gemahls Angelegenheiten hier in Österreich fallen müssen, zu ihnen zu flüchten. Sie biethen mir Hülfe, Schutz, Sicherheit an.

„Aber ihr habt am Altare geschworen —“

Ich weiß es, und werde es nimmer vergessen. Darum bin ich auch bereit, mit meinem Gemahl jedes Schicksal zu theilen. Aber ich kann eben so wenig aus dem Gedächtnisse verlieren, was ich meiner Familie, mir selbst und der Würde einer Herzoginn von Österreich schuldig bin, und ich werde nie einwilligen, mit jenem Geschöpfe, das ich nicht nennen mag, in Einer Stadt, noch viel weniger unter Einem Dache, zu leben. Entweder entschließt sich der Herzog, diese Person zu entfernen, oder ich muß die Beybehaltung derselben als eine Wegweisung der meinigen ansehen, und werde dann, da der Herzog meiner nicht bedarf, das Erbiethen meiner Oheime annehmen.

„Und das ist eure letzte Entschließung?“

Meine letzte und feste. Glaubt nicht, hochwürdiger Herr, daß diese Gedanken erst jetzt in mir entstanden seyen. Schon längst habe ich sie gehegt, und nur auf eine schickliche Gelegenheit gewartet, um sie zu offenbaren.

Der verständige Geistliche suchte nun, wiewohl vergebens, noch durch allerley Gründe, Vorstellungen und Bitten, den Entschluß der Herzoginn zu ändern, dessen Wirkung er voraus sah, und so gern gehindert hätte. Agnes war nicht zu bewegen, sie glaubte in der Wahl, welche ihr jetzt frey stand, und in des Herzogs Wunsche, sie nicht von sich zu lassen, eine höchst erwünschte Gelegenheit zu finden, ihren Gemahl zu einem Schritte zu zwingen, der ihrer häuslichen Zufriedenheit, wie seiner Ehre vor der Welt, gleich vortheilhaft seyn würde. Sie glaubte, wenn sie diese vorbeyließe, ihrer unzeitigen Schwäche alles folgende Unglück einer gestörten Ehe zuschreiben zu müssen, und sie reizte sich, ihrer natürlichen Sanftmuth zuwider, selbst zu einer Festigkeit, zu einem Eigensinne auf, von dem sie sich das beste versprach. Der Abt mußte endlich weichen, und mit schwerem Herzen verließ er Agnes, um

ihrem Gemahl so schonend und bittweise, wie möglich, jene bedingte Antwort zu bringen.

Einige höchst unangenehme Nachrichten, die er so eben erhalten, hatten im Voraus seinen Unmuth gereizt. Der Erfolg jener Bothschaft war, wie es der Abt vorher gesehen. Aller alte Groll und Widerwillen, alle leidenschaftliche Hitze erwachte, der Gedanke, sich von seiner Frau Bedingnisse vorschreiben zu lassen, in irgend einer, wenn auch der billigsten Sache von der Welt, nicht aus eigener Großmuth, sondern durch fremden Willen genöthigt, nachgeben zu sollen, dieser Gedanke war seinem Geiste wie seinem Gefühle so unerträglich, und regte ihn zu solchem Zorn auf, daß nur die alte Achtung, welche ihn von Kindheit auf für den ehrwürdigen Priester beseelte, der schon seines Vaters treuer Diener und vertrauter Freund gewesen war, den Ausbruch seines Tobens zurückhielt. „Sie mag gehen, rief er zuletzt: Sie mag sich in die Arme meiner Widersacher werfen, sie zeigt der Welt dadurch ihre wahre Sinnesart, und dieser Schritt rechtfertigt genugsam mein voriges Betragen gegen sie, so wie alles nachfolgende, was ihr noch bevorsteht.“

Als der Abt mit dieser Antwort, die er ebenfalls

so mild wie er nur vermochte vortrug, zur Herzoginn zurückkam, erschrack sie freylich sehr, und sah nun wohl ein, daß ihre Rechnung sie betrogen, daß der Geistliche Recht gehabt habe, und das Nachgeben nun an ihr sey, wenn sie nicht durch ihr Beharren sogleich selbst das Zeichen völliger Trennung geben wollte. Sie versuchte es daher einzulenken, zu unterhandeln. Aber es war zu spät, zu spät bey Friedrichs Art, die Sache anzusehen, zu spät bey dem gebietherischen Drange der Umstände. Die Bürger Wiens erschienen nähmlich in einer Deputation vor dem Herzoge, und fragten sich an, was er ihnen zu thun befehle, wenn die Feinde bis an die Hauptstadt dringen, diese umlagern und auffordern würden? Der Herzog sah augenblicklich den Sinn dieser Frage ein; er wußte nun, daß er auf die Wiener, so wie er es früher schon geahnet, nicht zählen dürfe, in deren aufgehäuften Reichthümern der wahre Grund ihrer Furcht, sich und die Schätze einem ungewissen Schicksal auszusetzen, lag; und so gab ihnen Friedrich mit ruhigem Stolze die Erlaubniß, ihre Thore, wenn sie dazu aufgefordert würden, seinen Feinden zu öffnen [2]). Er selbst aber ertheilte nun schleunig Befehl, alles zum Aufbruche für sich nach der Neustadt zu rüsten, und ließ dem

Hausmarschall so wie dem Stallmeister der Herzoginn bedeuten, Pferde, Wagen, Hofgesinde und Gepäcke für diese aufs schnellste in Bereitschaft zu setzen, damit sie, noch ehe sich irgend eine feindliche Schaar der Hauptstadt nähere, sich nach Grätz, wohin der Patriarch, ihr Oheim, sie beschieden hatte, begeben könne.

Als alle diese Befehle gegeben waren, und Agnes aus der Hast, womit ihre Abreise betrieben wurde, den unwiderruflichen Entschluß ihres Gemahls erkannte, bemühte sie sich ebenfalls, ihr Herz gegen ihn zu verhärten, und in dem Manne, der nicht Eine ihrer gerechtesten Forderungen erfüllte, einen Feind und Widersacher zu erblicken.

Der nächste Morgen sah Agnes nach einem kurzen kalten Abschied von Friedrich auf dem Wege nach Grätz. Nachdem der letzte ihrer Wagen und Saumpferde aus dem Gesichte der Wienerbürger, die ihr von den Wällen des Kärthnerthors nachsahen, verschwunden war, gewahrten sie des Herzogs Leibdiener und Vertrauten, Wolfger von Perau, der von einem reisigen Knechte begleitet, dieselbe Straße dahin sprengte. Viele glaubten, den Herzog habe sein Entschluß, die Frau zu ihren Verwandten ziehen zu lassen, ge-

reut; sie erwarteten nichts anders, als den Zug der Wagen auf dem Wienerberge umkehren, und wieder nach der Stadt kommen zu sehen. Sie standen lange, wohl eine halbe, eine ganze Stunde in neugieriger Erwartung; weder ein Wagen, weder Wolfger kam zurück, und endlich stiegen sie, brummend über ihr vergebliches Harren, herab, um sich zu Hause, und in Weinschenken über den Zusammenhang dieser Dinge zu besprechen.

Wolfger hatte noch nicht die Grenzen des Weichbildes von Wien erreicht, da trat der Herzog in das Gemach seiner Schwester, die seit gestern das unruhige Treiben in der Hofburg, und die wenig erfreulichen Anstalten zur Trennung der beyden Gatten, die Anfrage der Wiener, ihres Bruders Antwort und Entschluß mit tiefgekränkter Seele vernommen und betrauert hatte. Sie blickte auf, als Friedrich eintrat, und ging ihm freundlich entgegen. Eine Wolke von tiefer Kränkung und Mißmuth lag auf seinen Zügen, aber eben so deutlich sprach sich das Bestreben seines Geistes aus, diesen Mißmuth zu beherrschen, und keine düstere Ansicht die Oberhand in seinem Gemüthe gewinnen zu lassen. Ich komme Margarethe, sagte er mit einem freundlichen Lächeln um die schmerzhaft geschlossenen Lippen,

das Margarethen innig wehe that — ich komme dich zu fragen, ob du mich auch verlassen, oder mir nach der Neustadt in Kampf und Gefahr folgen willst?

Ich folge dir, antwortete sie mit Ruhe, wohin du willst; du bist mir Gemahl und Sohn und Alles.

Margarethe! rief Friedrich, und ein Freudenstrahl brach plötzlich aus seinen verdüsterten Zügen: Ich danke dir, Schwester! ich danke dir herzlich. Ich wußte es ja, Herzog Leopolds Tochter konnte sich nicht verläugnen. Aber hast du auch bedacht, was dir bevorsteht?

Er fing nun an, ihr alle Bedrängnisse, Beschwerden und Gefahren, die ihr an seiner Seite bevorstehen konnten, zu schildern, und ermahnte sie, alles recht zu erwägen und zu glauben, daß er ihr es nicht verdenken werde, wenn sie davon abgeschreckt, ihren Vorsatz aufgeben und lieber nach Judenburg zu seiner und ihrer Mutter gehen wollte. Aber Margarethe versicherte ihn, ihr Entschluß sey schon früher gefaßt, und nur jetzt erst ausgesprochen worden, und keiner seiner großmüthigen Anträge werde ihn erschüttern. Da umarmte sie Friedrich herzlich, und sprach seinen Dank noch einmahl so warm und innig aus, daß

sie sich schon durch dieß allein für ihre Treue gegen ihn überflüßig belohnt fühlte.

Als diese erste Ergießung der Gefühle bey den Geschwistern vorüber war, sagte der Herzog, indem er einen festen und forschenden Blick auf Margarethen richtete: Wir gehen allein, Schwester! Du darfst nicht fürchten, eine Gesellschaft bey mir zu finden, die dir unwillkommen seyn könnte. Vor einer halben Stunde habe ich meinen Wolfger nach Starhemberg geschickt und Melisenden bedeuten lassen, daß sie dort zu bleiben, und was auch immer für Nachrichten von mir und meinen Schicksalen kommen sollten, die feste Burg nicht zu verlassen habe.

Margarethe hatte den Bruder angesehen. Überraschung, Staunen und Vergnügen mahlten sich wechselnd in ihren Zügen. Der Ausdruck dieser Empfindungen war ihm wohl nicht entgangen, aber sie hielt es ihrer Würde wie der Schonung gemäß, die ihr Bruder in diesem Augenblicke von ihr verdiente, nichts davon zu äußern. Mit einem ruhigen Lächeln blickte sie ihn an, reichte ihm dann die Hand und sagte: Ich wußte es ja auch, daß Herzog Leopolds Sohn sich nicht verläugnen würde.

Friedrich drückte ihre Hand herzlich, dann

setzte er sich an ihrer Seite nieder, und fing an, das beklommene Herz, den sorgenvollen Geist vor dieser einzigen Vertrauten zu enthüllen. Hier sank für kurze Zeit die stolze Ruhe, mit der er sich sonst umgab, und keines Menschen Blick in die Geheimnisse seines zerrissenen, mit sich selbst uneinigen Gemüthes dringen ließ. Margarethe allein, die liebevolle Schwester, durfte es wissen, und er gönnte sich, dem müde Gejagten, diese seltne Erhohlung, zu schildern, wie ihm war, und zu beklagen, was man ihm angethan. Aber es waren nur Augenblicke. Vor der Erinnerung an seine Feinde, an den Undank, den er erfahren, an die Hindernisse, die ihm böser Wille in den Weg gelegt, verschwand nach und nach die wehmüthige Richtung seines Gefühles und stählte sich von neuem sein festes Gemüth. Sein unerschütterlicher Wille kehrte ihm wieder, seine Ruhe und Heiterkeit mit ihm, und muthig entschlossen, es mit einer ganzen Welt von Widersachern aufzunehmen, stand er endlich von Margarethens Seite auf, um noch die letzten Befehle zu ihrer beyderseitigen Abreise und zur Besorgung und Herbeyschaffung alles dessen zu geben, was einer fürstlichen Frau für unbestimmte Zeit eines längern Aufenthalts in Neustadt

an Bequemlichkeiten und Genüssen nöthig seyn könnte. Nachdem er alles dieß mit brüderlicher Liebe und fürstlichem Sinne eingerichtet, kam er, die Schwester abzuhohlen, und sie verließen die Stadt, die Burg, in der sie beyde im Schoße liebender Ältern und umgeben von Glanz und Herrlichkeit erzogen waren worden, um einer ungewissen und vielleicht sehr traurigen Zukunft, vereint in Liebe und Treue, entgegen zu gehen.

Des Herzogs Auszug aus Wien war für tausend Unzufriedene rings umher im Lande das längst erwünschte Signal, um nun allen selbstsüchtigen Wünschen, Planen und Umtrieben den vollen Zügel schießen zu lassen. Alle versprachen sich eine goldne Zeit, die jeder nach seinen eignen Leidenschaften und Bedürfnissen in seinem Geiste gestaltet hatte, und nun, nachdem Derjenige entfernt war, der alle diese streitenden Willen gewaltsam gebändigt hatte, ihr ganz nahe entgegen sah. Auch rückten die Executionsheere immer näher und näher, von deren verschiednen Führern sich jeder Landherr oder jede Stadt, nachdem sie mit dem Einen oder Andern in irgend einer frühern Beziehung gestanden hatten, Unterstützung für ihre Plane versprach. Es ist leicht zu denken, und nichts weiter als eine natürliche

Folge des eben Gesagten, daß bald in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, so wie in den Geschäften jedes einzelnen Stadtwesens sich eine gänzliche Auflösung aller Ordnung und alles Rechtsbestandes zu zeigen anfing. Die Unruhstifter, welche der Herzog vormahls, wie jenen Erpo von Solenau und Andre, geächtet und verbannt hatte, kamen unter dem Schutze der Anarchie wieder zurück; jene Raubritter, denen er gleich beym Antritt seiner Regierung die Kraft seines Armes hatte fühlen lassen, erhoben ihre Häupter wieder; Wegelagerung, Raub, Erpressungen, sehr oft Mord oder gewaltsame Kerkerhaft verstörten das Land und erschwerten oder hemmten allen Verkehr. Die Absichten der Unzufriednen durchkreuzten sich fast immer; was dem Einen erwünschlich war, suchte der Andre zu hintertreiben. Jeder hielt sich für straflos, weil er ungestraft blieb. Einzelne fingen an sich zu befehden. Mehrere nahmen Theil daran, bald erhob sich fast das ganze Land gegen einander, und die fremden Machthaber waren nicht im Stande, auch bey dem besten Willen dem überhandnehmenden Unheil zu steuern. Ihre Heerhaufen selbst vollendeten noch durch ihre Ausschweifungen und zaumlosen Forderungen das

Elend des Volkes, und so waren kaum einige Wochen verflossen, seit der Herzog sich still und theilnahmlos in der Neustadt hielt, als schon hier und da Einige den jetzigen Zustand der Dinge mit dem vorigen vergleichend zu erkennen anfingen, das Heilmittel, welches sie herbeygewünscht und zum Theile herbeygeführt hatten, sey eben so schlimm, wo nicht schlimmer, als das Übel selbst, dem es hätte abhelfen sollen.

Indeßen war der Sommer zu Ende und der Herbst vorübergegangen. In den Mauern der Neustadt sammelten sich nach und nach einige treue Anhänger ihres rechtmäßigen Herrn, die theils sogleich sammt ihren bewaffneten Leuten mit ihm in die Neustadt eingeritten waren, theils später oder früher heran zogen, um sich an ihn anzuschließen, und ihre Schaaren unter seine Befehle zu stellen. So kamen Berchtold von Traun, Dietrich und Artulf von Wolkenstein, Albert von Nußberg, der Abt von heil. Kreuz und viele Andere, und Friedrich sah mit wachsendem Vergnügen, daß die Treue gegen den rechtmässigen Herrn stets noch in vielen Österreichischen Herzen lebte. Eines Morgens, als Frau Margarethe am Fenster stehend schon den ersten Schnee bemerkte, der nach dem gestrigen kalten Herbst-

tage sich auf dem Gipfel des Schneeberges gelagert hatte, dessen Riesenmassen ihr gegenüber emporstiegen, verkündete das Horn des Wächters auf der Zinne des Thurms über dem Stadtthor, welches gegen Neunkirchen schaut, den Anzug eines reisigen Haufens. Bald darauf zog ein stattlicher Ritter mit etwa achtzig wohlbewaffneten Knechten die Straße herauf. Der Haufen hielt, der Führer sprang ab, er blickte empor, gewahrte die Königinn am Fenster, schlug das Visier auf, grüßte ehrerbiethig, und Margarethe erkannte nicht ohne Verwunderung Heinrich von Ofterdingen, den Herrn von Emerberg, den sie seit ihrer letzten Zusammenkunft im vergangnen Frühling nicht mehr gesehen und weit von hier auf seiner Pilgerfahrt in Rom geglaubt hatte. Der Ritter eilte, sich dem Herzog vorzustellen, der ihn mit Freuden empfing, und von ihm vernahm, daß die Kunde von der harten Bedrängniß seines gütigen Gebiethers ihn in Rom erreicht, daß er schnell umgekehrt und herbeygeeilt sey, um seiner Lehenspflicht und dem Drange seines Herzens zufolge, dem Herzoge so viele Streiter, als sein Besitzthum aufzubringen vermochte, zuzuführen. Friedrich klopfte zufrieden den treuen Sänger auf die Schulter und sagte lächelnd: Hätte nur mein

Vorwort und mein Wunsch bey dem alten Gries-gram etwas für dich bewirkt, du armer Heinrich! Du bist noch immer ohne Braut.

„Und wohl auch ohne Hoffnung, gnädigster Herr! sie jemahls zu erhalten."

So lange man lebt, muß man die Hoffnung nicht fahren lassen.

„Doch, doch, wenn Eide und heilige Pflichten sie verdammen. Jutta hat ihrem Vater geloben müssen, mir nie, auch nach seinem Tode nicht, die Hand zu reichen."

Welche Thorheit, welche Bosheit, rief der Herzog unwillig, so noch aus dem Grabe herauslangen zu wollen, um seines Kindes Glück zu stören!

„Es bleibt doch der Wille eines Vaters, und sie hat sich unterworfen."

Und du?

„Zur Dame meines Herzens, zum Gegenstande meiner Lieder darf ich sie doch machen, lieben darf ich sie, so lange ich athme, das kann kein väterlicher Befehl, kein Eid Jutta's mir wehren. Und so habe ich mich denn in Gottes Willen ergeben, durch die Welt zu pilgern, zu trauern, zu singen, wenn's Noth thut, mit dem Schwert darein zu schlagen, und hätte wohl sobald nicht

wieder die Marken des schönen Österreichs gesehen, wenn die Nachricht von dem, was hier vorgefallen, mich nicht mächtig zurückgetrieben hätte.“

Du bist ein wackerer Sänger, ein treuer Diener. Glaube mir, Heinrich, das bleibt nicht unbelohnt, und es ergibt sich vielleicht in dieser wechselvollen stürmischen Zeit ein Ereigniß, das dich ans Ziel deiner Wünsche bringt.

Ich habe sie alle aufgegeben, und Gott aufgeopfert, erwiederte Heinrich düster.

Du hast doch nicht auch ein Gelübde gemacht? rief der Herzog schnell.

„Das nicht, gnädigster Herr, denn ich hielte dieß für vermessen, weil wir arme Söhne des Staubes ja nicht wissen können, was die nächste Morgenröthe uns bringt. Aber wie gesagt, ich hoffe nichts mehr, und ich fühle mich ruhiger, seit ich jeden rastlosen Wunsch, jedes vergebliche Streben meiner Brust wie ins Grab gelegt, und zur Ruhe gesprochen habe.“

Das kannst Du? Du in deinem jugendlichen Alter? Nun wahrlich, da vermagst du mehr als ich. Ich muß verlangen, streben, wirken, kämpfen, vielleicht untergehen! Aber ruhig seyn, das vermag ich nicht, und nur im Streit und Widerstand, in Hoffen und Sorgen, in Gelingen und

Verlieren liegt der Reitz meines Lebens. Doch nun geh hinüber zur Königinn! Stell dich ihr vor!

„Ich hatte das Glück, sie schon am Fenster zu sehen.“

Die treue Seele! Sie hat mich nicht verlassen. — Du auch nicht, auch Künring nicht, und Viele Andere. Gottlob! rief er lebhaft: Ich habe noch Freunde, das Unglück prüft und sichtet sie; die bleiben, sind reines Gold. Ich fand deren mehr, als ich in kummervollen Tagen glaubte, und es lebt eine frohe Zuversicht in mir, daß noch Viele sich um mich sammeln, daß ihnen die Augen über ihr wahres Bestes aufgehen werden, und alles hier im lieben Vaterlande noch gut werden wird.

„Das hoffe ich auch, aber es wird noch mancher Sturm vorüber rauschen müssen, bis uns die Sonne wieder hell und freundlich scheint. Wie wird es erst hier seyn, wenn zwey Sonnen an diesem Himmel stehen werden?“

Zwey Sonnen? Was meinst du damit?

„Wenn der Kaiser, wie ich auf meinem Wege von Italien hierher öfters erzählen hörte, in diese Länder kommen, seinen Sitz hier aufschlagen, und in Wien die Wahl seines Sohnes Konrad zum römischen König betreiben sollte?“

Hierher? Nach Wien? rief Friedrich bestürzt und entrüstet: Nicht möglich! Das sind leere Gerüchte!

„Ich will es glauben und wünschen, durchlauchtigster Herr! Aber man spricht stark, und auf eine Art davon, welche mir nicht viele Zweifel an der Echtheit dieser Nachrichten erlaubt hat. Es wundert mich nur, daß ihr weder durch diese Gerüchte, noch auf ämtlichem Wege etwas davon vernommen haben solltet.“

Geschwätzt wird genug. Der wäre verloren, der auf alles achten wollte. Indessen möglich ists, und es sieht dem Kaiser gleich. Ihm lüstet nach dem reichen Lehen. Er komme nur, wir wollen ihn erwarten, setzte er gefaßt hinzu: Doch ist es mir lieb, durch dich gewarnt und aufmerksam gemacht worden zu seyn. Jetzt leb wohl, geh hinüber zur Königinn, sag ihr, wie ruhig du mich gefunden, und daß selbst deine Nachricht meine Ruhe nicht gestört hat!

---

Die hellste Wintersonne beleuchtete den heitern und ungewöhnlich milden Decembertag, an welchem die Bürgerschaft von Wien, so wie die Bewohner der nächsten Ortschaften auf Straßen

und Plätzen, so wie auf den Wällen der Stadt, einem merkwürdigen und niegesehenen Schauspiele entgegenharrten, der Ankunft Kaiser Friedrich des Zweyten, der aus Italien durch die Steyermark heranzog, um den Spruch der Reichsacht an seinem hartnäckigen und ungehorsamen Lehensmanne, dem Herzoge Friedrich von Österreich, zu vollziehen, ihn seiner Länder verlustig zu erklären, die großen Lehen zu Reiches Händen einzuziehen, um seiner Zeit anders darüber schalten zu können, und dem deutschen Reiche, dem er vor wenigen Jahren ein noch ernsteres Beyspiel der Strenge an seinem erstgebornen Sohne, dem Könige Heinrich, gegeben, nun abermahls zu zeigen, was es auf sich habe, sich das gerechte Mißfallen des weltlichen Oberhauptes der Christenheit zuzuziehen.

Vom frühen Morgen an war die Stadt und die Umgebung schon in unruhiger Bewegung gewesen; denn es war wohl Niemand unter der großen Menge des Volkes, dessen Gemüth nicht auf irgend eine Art von der Erwartung der kommenden Dinge, von den Wirkungen, die es auf ihn und seine Zukunft haben konnte, mächtig aufgeregt gewesen wäre. Wer nicht durch Krankheit oder Pflicht an sein Haus gefesselt war,

hatte versucht, sich vor der Stadt, auf den Wällen, oder wenigstens an den Fenstern der Häuser in jenen Gassen, durch die der Zug gehen mußte, einen Platz zu verschaffen, und jene, welche vor die Stadt hinausgingen, fanden die Wege bereits mit den Bewohnern der nächsten Ortschaften besetzt, die seit dem frühen Morgen hier standen, und mit unermüdlicher Geduld des Augenblickes harrten, welcher ihnen das Schauspiel des glänzenden Zuges, und den Anblick des großen, von der ganzen Welt gefeyerten und gefürchteten Monarchens gewähren sollte, dessen Erscheinung für Österreich eine denkwürdige Epoche zu werden versprach. Auf dem Walle der Stadt, unfern des Thurms, der sich über dem Kärnthnerthore erhob, war das Gedränge am stärksten; denn hier, wo der Zug hereinkommen mußte, both der erhöhte Punct die bequemste Gelegenheit dar, alles schon ferne und recht deutlich zu sehen. Hier stand auf einer kleinen Erderhöhung, etwas entfernt von dem dichtesten Gewimmel eine Gruppe von einigen Männern in lebhaftem Gespräch. Zwey von ihnen, ein älterer und jüngerer Mann, kündigten sich durch die stattlichen mit Pelz verbrämten Kleider, die goldenen Ketten und schimmernden Waffen, welche sie führten, als Män-

ner von vornehmen Stande an, während der dritte in bürgerlicher, aber sehr anständiger Kleidung vom feinsten Brüßlertuch sie lebhaft, aber mit gehöriger Ehrerbiethung, unterhielt. Es waren die beyden Ritter, Konrad von Rauheneck, den Neugier und Erwartung von seiner Bergfeste hereingeführt hatte, und Erpo von Solenau, sein unruhiger Nachbar, der nun unter dem Schutze der allgemeinen Verwirrung nach Österreich zurückgekehrt war; der Bürger aber war Herr Georg Schallautzer, Hausbesitzer und Gastwirth in Wien, und ein alter Bekannter des Herrn von Rauheneck, auf dessen Burg er oft einsprach, wenn er in Brunn, Gumpoldskirchen, und längs den Bergen hin, Wein einzukaufen kam, und selbst zuweilen von des Ritters reichen Vorräthen einiges ablösete. Dafür besorgte er treulich und geschickt des Ritters Aufträge und kleinen Geschäfte in Wien; der Ritter stieg, wenn er nach Wien kam, stets bey ihm in seinem Hause am hohen Markte ab, in welchem er sich ein Paar Stuben gemiethet hatte, und es waltete ein freundliches Gastrecht zwischen ihnen, so freundlich als es eben in jener Zeit, zwischen einem auf seinen Stamm stolzen Landherrn, und einem auf sein Geld eben so stolzen Bürger bestehen konnte.

Etwas von den drey Männern abseits, aber doch so nahe, daß er ihr Gespräch vernehmen konnte, lehnte an der Brustwehre des Walls in nachdenkender Stellung ein Geistlicher, aus dem damahls ziemlich neuen Orden, den der heilige Franz von Assisi vor ungefähr dreyßig oder vierzig Jahren in Italien gestiftet, und der sich mit bewundernswürdiger Kraft und Geschwindigkeit über die christliche Welt ausgebreitet hatte. Der vorige Herzog hatte sich von dem damahls noch lebenden Ordensstifter, den er in Italien wohl gekannt, einige seiner Brüder ausgebethen, um ihrer segensreichen Bemühungen für die Christenheit auch in seinen Staaten theilhaft zu werden, und hatte ihnen außerhalb des damahligen Stadtbezirkes an dem Platze, wo diese Gebäude noch jetzt stehen, eine Kirche und ein Kloster erbaut. Einen derselben sah man nun hier an dem Walle lehnen, und mit düstern Blicken hinaus in die Ferne schauen. Sein bleiches tiefgezeichnetes Gesicht, die buschigen Augenbraunen, die ganze vernachläßigte Haltung schienen einen bejahrten Mann zu bezeichnen, doch wenn man ihn genauer betrachtete, sah man nicht ohne Erstaunen jugendliche Züge, und in den düstern lichtblauen Augen

trotz ihres Ernstes einen Ausdruck freundlicher Güte.

„Ziemlich lange, sagte der Herr von Rauheneck, läßt uns seine kaiserliche Majestät warten. Der Zug sollte um eilf Uhr hier eintreffen, es hat schon lange Mittag geläutet, und sie sind noch nicht da.“

Das macht, antwortete Schallautzer, wahrscheinlich, weil der Kaiser einen kleinen Umweg genommen hat, um nicht unmittelbar an der Neustadt, wo der Herzog sich aufhält, vorbey zu ziehen.

Nun den abgesetzten Herzog ohne Land, rief Erpo höhnisch aus, wird der Kaiser doch nicht fürchten!

Fürchten nicht, antwortete Schallautzer; indessen besser ist besser. Vorsicht hat noch Niemanden gereut. Wer weiß, was der Herzog zu thun im Stande wäre, wenn sein hoher Gegner so ungewarnt, und, ohne Arges zu denken, gerade bey seinem Aufenthalte vorbeyzöge?

Das kann ich nimmermehr glauben, entgegnete Rauheneck, weder daß der Kaiser aus solcher Besorgniß den Umweg nimmt, weder daß der Herzog jetzt noch an solche Dinge denken könnte.

Lustig wärs bey dem Allen, rief Erpo, laut lachend, wenn der Herzog sich so auf Wegelagerung legte, und einen so köstlichen Fang machte!

I bewahre uns Gott der Allmächtige vor solchem Unglück! rief der Weinwirth erschrocken: Was hätten wir zu erwarten, wenn dem Herzog ein solcher Streich gegen kaiserliche Majestät gelänge? Was würde am dürren Holze geschehen, wenn es am frischen also ginge?

Verbrannt würde es werden ohne Gnade! rief Erpo lustig: Ich selbst möchte es prasseln sehen. Dieser Wanst da, er schlug auf den des Weinwirths mit kräftiger Hand, wird schon eine Weile im Feuer anhalten.

„Ach gnädiger Herr, wie könnt ihr mit solchen Dingen scherzen! Man muß den Teufel nicht an die Wand mahlen, er kommt von selbst.“

Ich bin durchaus nicht eurer Meinung, unterbrach der Rauhenecker die rohen Späße seines Nachbars, und fest überzeugt, daß, wenn es wahr ist, was du da sagst, Schallautzer, daß der Kaiser einen Umweg nimmt —

„Gewiß, gnädiger Herr! ihr könnt mirs glauben, ich habe ja die Ehre, den Wein für die Tafel des herzoglichen Hofgesindes zu liefern, und da hat der Herr Kellermeister mir noch gestern

gesagt, er wisse es von guter Hand, daß Kaiser Friedrich nicht an der Neustadt vorbey, sondern eine Strecke Weges an der Leytha hinabgeht, und erst hinter Laxenburg wieder auf die Straße einlenkt."

Dann ist es, wie ich gleich dachte, nichts als kaiserliche Schonung, Achtung für des Herzogs Unglück, dessen ein stolzes Vorüberziehen des mächtigen, zum Strafen bereiten Oberhauptes zu spotten, scheinen würde.

Ich bin viel zu wenig erfahren in solchen Gebräuchen hoher Häupter, erwiederte der Schallautzer, um das zu beurtheilen; aber froh will ich seyn, wenn der Umweg, den Seine Majestät nimmt, nicht allzuweit ist. Es ist zwölf Uhr längst vorbey. Mein Magen, so wenig als meine Ehewirthinn zu Hause, verstehen sich gern aufs Warten. Jedes Ding hat seine Zeit.

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch dieser drey Männer durch ein fernes Trompetengeschmetter unterbrochen. Er kommt! Er kommt! rief Ritter Erpo: Nun, ich bin sehr neugierig ihn zu sehen.

Ihr kennt ihn nicht von Person? fragte der Rauhenecker.

Ich habe ihn nie gesehen, so sehr ich es ge-

wünscht, erwiederte Jener; es wollte sich nie recht fügen.

Ich habe ihn gesehen, entgegnete der Alte, bey dem Turnier zu Maynz, als er Beylager hielt mit der schönen Isabella von England. Ja, Freund Erpo, das war eine Pracht, ein Glanz, eine Herrlichkeit! Es ist nicht zu läugnen, das Turnier, welches wir damahls in Penzing sahen, war schön und prächtig; aber was ist das alles gegen jene kaiserlichen Hochzeitsfeyerlichkeiten! Diese Aufzüge, dieß Rennen und Stechen, diese Menge von Pferden, dieser Waffenglanz, diese reichen Gewänder, dieser Zusammenfluß von hohen Häuptern, Königen, Erzbischöfen, Fürsten und Grafen, alle, wie im Himmel die Erzengel, Engel, Thronen und Fürstenthümer um den Thron Gottes, hier auf Erden um den ersten Monarchen der Christenheit versammelt.

Ein zweyter näherer Trompetenstoß ließ sich jetzt hören, und hemmte des Greises begeisterte Rede.

Hört ihr, gnädiger Herr? rief der Schallauer: Sie kommen schon ganz nahe heran. Richtig, dort beym Johanniterhofe sehe ich die Fahnen wehen. [3]).

Wahrhaftig, sie sinds! rief Erpo: Der Kai-

ser kommt. Und dieser hohe Herr in seiner Herrlichkeit wird jetzt auch der unsrige.

Das ist er ja lange schon, und wird es auch bleiben, antwortete der Alte.

Ganz recht, entgegnete Erpo, aber nicht in dem Sinne, wie ihr es meinet. Bisher standen wir eigentlich unter dem Herzoge von Österreich. Nun aber zieht der Kaiser das Lehen ein, wir werden Reichsunmittelbar.

Was sagt ihr? rief Rauheneck bestürzt.

Wien wird zur freyen Reichsstadt erklärt, fuhr Erpo fort.

Eine freye Reichsstadt, unterbrach ihn Schallautzer, so wie Ulm, Goslar, Frankfurt?

Eben so, mit allen Gerechtsamen und Privilegien, erwiederte Erpo.

Die keinen Herrn über sich zu erkennen braucht, als des Kaisers Majestät? fragte der Bürger weiter.

Keinen als diesen, und den Rath, den ihr aus eurer Mitte selbst erwählen dürfet, antwortete Erpo: Gelt, das ist kein übler Zustand für euch, ihr Stadtratzen?

Und soll das alles denn wirklich wahr seyn? nahm Rauheneck, den jene Neuigkeit sichtlich be-

troffen hatte, das Wort: Woher wißt ihr so bestimmt —

Meiner Schwester Sohn, fuhr der Solenauer fort, schreibt schon seit Jahren in der geheimen Kanzley des Kaisers unter seinem berühmten Kanzler, dem a Vineis. Der hat das Diplom in Venedig, wo es auf der Hierherreise aufgesetzt worden, gesehen und gelesen. Nun werdet ihr wohl nicht zweifeln?

Der Alte schwieg, sah gedankenvoll vor sich hin, und nahm keinen weitern Antheil an dem Gespräche seiner Gefährten, welche sich noch breit und ausführlich in allerley Auseinandersetzungen und Vorausbestimmungen vertieften, wie dieß oder jenes sich dann werde gestalten müssen oder können, und wobey jeder nur an die Vortheile oder den Schaden dachte, der ihm daraus erwachsen würde. Der Minorit, welcher den letzten Reden aufmerksamer, und mit Zeichen der Mißbilligung zugehört hatte, rief jetzt aus: O so ist es doch immer nur das Ich — immer nur der sündige Adam, der aus euch Allen spricht!

Erpo und Schallautzer sahen den Sprecher verwundert an, er aber fuhr fort: Jetzt, wo es sich um das Schicksal eines hohen Herrscherhauses und den letzten Sprossen desselben handelt,

jetzt, wo von allen Seiten feindliche Heerhaufen in das unglückselige Land dringen, es überschwemmen, aussaugen, verwüsten, jetzt könnt ihr euch um eure nichtigen Vortheile und elenden Gewinn zanken? Ihr Natternbrut! Ihr Schlangengezücht! War es denn nicht eben eure Widerspenstigkeit, ihr Ritter! eure niedrige Gewinnsucht, ihr Krämer! endlich euer Aller Umsichgreifen und widerrechtliches Anmassen, was eures Herzogs Zornes-Flammen erregt, und ihn weiter fortgerissen hat, als er Anfangs dachte? Denn welcher Mensch ist Herr seines Zornes, und wo ist der Sterbliche, der zu den Wogen der Leidenschaft sprechen kann: Hierher und nicht weiter? Es schleicht der Teufel wie ein brüllender Löwe um uns herum, und wartet auf den schwachen Augenblick, wo die Leidenschaft uns übermannt, um uns vollends nieder zu werfen, und an den Boden zu fesseln.

Halt's Maul! Wir haben jetzt keine Zeit, deine Strafpredigt anzuhören. Da kommen schon die ersten Schaaren, rief Erpo ungeduldig, indem er mit der Hand auf die Fahnen wies, die man nun ziemlich nahe erblickte. Schallautzer drängte sich vorwärts, um besser zu sehen, der alte Ritter hatte sich dem Geistlichen genähert, und schien

gesonnen, ihm weiter zuzuhören, aber in dem Augenblicke schmetterten die Trompeten noch einmahl näher und kräftiger. Alles auf dem Walle kam in unruhige Bewegung, alles Gespräch hörte auf, und die Seelen der Zuschauenden hatten sich in ihre Augen gezogen. Nun war bereits die erste Reiterschaar zu sehen, deren Küraße und Blechhauben im hellen Strahle der Wintersonne funkelten, und über deren Häuptern die Banner mit den Wappen von Apulien, Calabrien und Sicilien aus Friedrichs väterlichen Reichen rauschend im frischen Ostwind dahin wallten. Mit gemischten Empfindungen von Wohlgefallen und Scheu betrachteten die Wiener diese Eisengestalten, deren trotziges Ansehen, treffliche Pferde und einstimmige Bewegung eine kriegerische Zucht und Gewandtheit verkündeten, welche sie zu eben so muthigen Schützern als furchtbaren Gegnern machten.

Hinter ihnen folgten eben so glänzend gerüstete Schaaren deutschen Fußvolks. Das Bayersche, Sächsische und mehrere rheinische Banner, hoch über dem starren Lanzenwald emporragend, zeigten die verschiedenen deutschen Länder an, deren Fürsten theils persönlich, theils durch Stellvertreter diese Schaaren unter dem Befehle ihres Ober-

hauptes anführten. Vor jeder Schaar, sowohl der Italienischen, als der Reichstruppen, ritten ihre Führer, die Feldobersten und Hauptleute des Kaisers in prächtigen Rüstungen, jeder auf seinem Schilde das Wappen irgend eines erlauchten Hauses zeigend. Am Stadtthore machte die erste Schaar Halt, hier mußten die breiten Reihen sich trennen, denn nur gesondert, drey und drey Mann hoch, konnten sie durch den schmalen Thorbogen ziehen, an dessen aufgezogenem Fallgatter fast die wallenden Federn der Ritter streiften. Aber dieses Manöver gab auch den auf dem Walle neben dem Thorthurm Stehenden die bequeme Möglichkeit, jede Schaar genau zu betrachten, und sich über die Führer, wenn sie ihnen etwa persönlich bekannt waren, über ihre Waffen und Pferde, ihre Bemerkungen mitzutheilen. Die Italienische Reiterey war nun in der Stadt, das deutsche Fußvolk strömte nach, und jetzt fing man an, das unmittelbare Gefolge des Kaisers selbst zu gewahren. Das laute Vivatrufen, das schon von fern her tönte, verkündigte die Gegenwart des Monarchen, und wälzte sich immer näher und näher in wachsendem Jubel heran, wie die schimmernde Schaar, welche jenen zunächst umgab, sich der Stadt näher bewegte. Nun erblickte man

den Kaiser, und ein trunknes Freudejauchzen, das von allen Wällen, von jedem Platze vor der Stadt, wo die Menschenhaufen sich drängten, wie aus den Fenstern der Häuser erscholl, zerriß die Luft und ward von dem Jubelruf der kriegerischen Schaaren, die in das Lob ihres tapfern Herrn freudenvoll einstimmten, verstärkt und verdoppelt.

Jetzt sah man den Kaiser selbst — die nicht so sehr starke aber überaus edle und regelmäßige Gestalt, die feinen und schönen Züge erinnerten an die Helden des griechischen Alterthums und zeigten eine Mischung deutscher und italienischer Abkunft und eine wunderbare Vereinigung von Anmuth und Kraft, Klugheit und Edelsinn. Der Silberhelm, von der goldnen Kaiserkrone umgeben und von wallenden Federn beschattet, der glänzende Brustharnisch, von welchem, so wie vom Kreuzgriffe des blanken Schwertes, Edelsteine funkelten, der Purpurrock mit Hermelin gefüttert, der die edle Gestalt königlich umwallte und den Rücken des blendend weissen Rosses zum Theil bedeckte, alle diese prächtigen Umgebungen wurden für den Augenblick nicht beachtet, denn alle Schauenden betrachteten nur seine Gesichtszüge, seine Haltung, seine Mienen, um ihn,

den Wenige noch gesehen, und der so merkwürdig war, ihrem Gedächtnisse recht einzuprägen.

Wahrlich ein schöner, prächtiger Herr! rief der Schallautzer.

Das gestehe ich, wiederhohlte Erpo zu Rauheneck: — Er kann nicht mehr so jung seyn, und seht ihr, welche blühende Farbe, welche jugendlich kräftige Haltung!

Und welche Majestät und Freundlichkeit zugleich! sagte der erste: Seht ihr, gnädiger Herr! wie er herablassend rechts und links grüßt, wie er sich huldvoll neigt.

Dennoch finde ich ihn merklich verändert, nahm der Rauhenecker das Wort: Es sind freylich mehrere Jahre verflossen, seit ich ihn gesehen, und es ist mancher Sturm über sein Haupt, manche schwere Sorge durch sein Herz gezogen. Aber findet ihr nicht, Ritter, daß bey aller Verschiedenheit der Hohenstaufenschen und Babenbergischen Gesichter, doch eine Art von Familienähnlichkeit bemerkbar ist?

Sie stammen ja auch Alle von Einer Ältermutter, erwiederte Schallautzer.

Und stehen sich doch jetzt so feindlich gegenüber! seufzte Rauheneck.

Sorgt nicht! fiel plötzlich des Minoriten

tiefe heisre Stimme ein: Sie werden schon wieder vereint werden! Der Sturz, das Unglück macht sie gleich. Beyde Zweige des alten Baumes schlägt der Blitz herab — Einen früher, Einen später — aber herab in den Staub müssen sie beyde! Weh! Weh! über Babenberg und Hohenstaufen, fuhr er mit kläglichem Tone fort: Aber noch zehnfaches Weh über das Haus, das Gott erwählt hat, um jene zu vertilgen, und Weh mir! Weh mir! rief er noch einmahl lauter: Da kommt schon Einer! da kommt er schon! Mit diesem Ausruf der Angst, und indem er ängstlich auf einen Mann im Gefolge des Kaisers deutete, machte sich der Mönch durch die Zuseher, die ihm scheu auswichen, Platz, und eilte von dem Walle hinab gegen die Stadt zu, wo er sich bald in der Menschenfluth verlor. Die drey Männer, an welche dieser wunderliche Weheruf gerichtet war, sahen sich unter einander bestürzt und fragend an. Es war unstreitig, daß diese geisterhafte Mahnung und Prophezeyung sie mitten in diesem festlichen Augenblicke aufs unheimlichste ergriffen hatte. Dennoch schien sie ihnen so thöricht, und so ohne allen vernünftigen Grund, daß Jeder von ihnen nach den ersten Augenblicken sich beynahe seiner Bestürzung schämte, und diese

letztern Äußerungen des bleichen Mönchs, zusammengehalten mit der unberufenen Strafpredigt, die er vorher begonnen, sie leicht auf den Gedanken brachte, daß es mit diesem armen jungen Manne nicht recht richtig seyn müsse.

Narr, der! rief Erpo, welcher den unwillkommenen Schauer zuerst abgeschüttelt hatte.

So schreckliche Sachen vorzubringen! ächzte der Schallautzer: Möchte Einem Hören und Sehen vergehn!

Sonderbar bleibt es bey allem dem, sagte der Alte, und ich gestehe euch, ich werde das Gesicht des Mannes und seine Worte so bald nicht vergessen. — Ein jäher lärmender Klang von unbekannten kriegerischen Instrumenten unterbrach hier des Alten Rede. Er kam von einer berittenen und wunderlich gekleideten Reiterschaar, die hinter dem Kaiser jetzt in einiger Entfernung sichtbar ward; aber alle Aufmerksamkeit, die sie sonst auf sich gezogen haben würde, war jetzt auf den Kaiser und seine nächsten Umgebungen gerichtet, der, bereits am Stadtthore angekommen, still hielt, um die goldnen Stadtschlüssel in Empfang zu nehmen, welche der Bürgermeister und der Magistrat von Wien hier in feyerlicher Deputation dem Kaiser knieend auf Purpursammt-

nen Kissen überreichten, und in einer wohlgesetzten Rede, ihre willige Unterwerfung als ein Verdienst anrechnend, sich dem kaiserlichen Schutze und der allerhöchsten Gnade empfahlen.

Mit einem halb sichtbaren Lächeln hörte der Kaiser sie an, winkte huldreich dem Bürgermeister zu und bedeutete dann einen ansehnlichen ernsten Mann in schwarzsammtnem Gewande mit einer schweren Goldkette auf der Brust, der ihm zur Linken ritt, die Schlüssel zu sich zu nehmen, indem er selbst dem Bürgermeister einige gnädige Worte sagte.

Das ist der a Vineis, flüsterte jetzt Erpo dem Rauhenecker zu, des Kaisers Kanzler und in allen Geschäften seine rechte Hand.

Ein stattlicher Herr! sagte der Schallautzer.

Aber, unterbrach ihn der Rauhenecker, täuscht mich mein Auge, oder reitet dort hinten in der Schaar der Ritter und Fürsten nicht der Frangepani?

Erpo sah schärfer hin: Richtig, er ist's, ich kenne ihn an der Ungrischen Kleidung.

Wie kommt er ins kaiserliche Gefolge? fragte der Alte.

Wißt ihr denn nicht, daß er gar wohl gelitten ist an des Kaisers Hofe? — Der über-

häuft ja seine Familie, wenigstens den Zweig, der in Wälschland angesessen ist, mit ungemein viel Gnaden, erwiederte Erpo.

Sind dort auch Frangepani? fragte der Ritter verwundert.

Von dort sind sie ja ausgegangen, und haben sich erst später nach Ungarn gewendet.

So! so! erwiederte der Alte, und unwillkührlich mußte er bey der Erwähnung des gedoppelten Hauses der Frangepani an des Mönches düstere Prophezeyung denken.

Der Kaiser war jetzt bereits unter dem Thorbogen den Augen der oben auf dem Walle Stehenden entgangen, nun folgten auch die übrigen Herren, ein großer Haufen, unter denen sich die ersten Fürsten des Reiches, der König Wenzel von Böhmen, die Herzoge von Bayern und Kärnthen, die Erzbischöfe von Maynz, Trier und Salzburg, die Bischöfe von Passau und Bamberg und noch viele andere Große befanden, welche den Kaiser, wie mindere Sterne die Sonne, umgaben.

Da kommt jetzt der Frangepani, rief Erpo, und zeigte auf ihn: Er sieht uns nicht.

Er hat wohl keinen Gedanken daran, daß wir hier stehen, erwiederte Rauheneck.

Er soll uns aber sehen! rief Erpo — nahm

das Barett ab und schwang es mit den hellrothen Federn so lange und heftig über der Brustwehre des Walles hin und her, daß es den Herren des zahlreichen kaiserlichen Gefolges auffallen mußte. Einige, und unter ihnen Frangepani sahen hinauf, nun grüßte Erpo mit großer Vertraulichkeit, der Rauhenecker anständig aber freundlich — Frangepani erwiederte die Grüße flüchtig und kalt, und sprengte unters Thor.

Sieh! sieh! brummte der Solenauer: Weil er hinter dem Kaiser reitet, ist er auf einmahl auch ein großer Herr geworden.

Mit was man umgeht, hängt einem an, sagte der Schallautzer, der Zeuge des Auftrittes gewesen.

Aber daß er euch, den Schwiegervater nicht höflicher gegrüßt, das verdrösse mich an eurer Stelle am meisten, rief Erpo.

Laßt mich das mit mir selbst und ihm ausmachen, erwiederte der Alte, der den Verdruß, welchen ihm Frangepani's Betragen verursachte, zu verbergen bemüht war, und wollte noch etwas hinzusetzen, als Schallautzer mit einem Ton des Schreckens ausrief: Mein Gott! was kommen da für Gestalten? Seht ihr nicht die wunderlichen Feldzeichen, die Stangen mit den halben

Monden, die Büschel daran und diese braunen Gesichter unter den dicken weissen Wälsten um den Kopf und mit den weiten langen Kleidern?

Das ist die saracenische Leibwache des Kaisers, erwiederte Rauheneck: Habt ihr nie davon gehört?

Saracenen? entgegnete der Bürgersmann bestürzt. Also Heiden? Mohamedaner: Und diese werden auch in unsre Stadt einziehen?

Versteht sich! sagte Rauheneck: Sie sind des Kaisers unzertrennliche Begleitung. Wo er bleibt, bleiben sie auch.

Aber wie kommt denn das, fragte der Schallautzer, der sich noch immer nicht recht von seiner Bestürzung erhohlen konnte: Der römische Kaiser, den der Papst gekrönt hat, das weltliche Oberhaupt der Christenheit? Und diese Heiden sind ja Teufelskinder? Das begreift man ja gar nicht.

Ihr mögt wohl in euern Lehrjahren viel gewandert seyn, Herr Schallautzer, nahm Erpo spöttisch das Wort — aber erfahren habt ihr nicht viel. Wißt ihr denn nicht, daß viele von diesem Glauben seit langem in Sicilien angesessen, und daher des Königs von Sicilien und Apulien geborne Unterthanen sind?

Immerhin, antwortete der Bürger, möchten sie dort leben, wenn es nicht besser wäre, sie ganz aus dem christlichen Lande zu vertreiben. Aber daß der Kaiser sie an seine Person zieht, sich von ihnen bewachen läßt —

Je nun! Dieser Hohenstaufen, entgegnete Erpo, will eben nicht mit dem gewöhnlichen Masse gemessen seyn. Er thut seine Thaten, und fragt nicht viel darnach, was die Welt dazu sagt.

So thut er; nahm Rauheneck das Wort: Aber ob er in allen Stücken recht daran thut — wird die Zeit lehren.

Noch hat ihm wenig oder nichts mißlungen, rief Erpo, und er ist noch aus jedem Streite glorreich herausgetreten.

Auch aus seinen Fehden mit der Kirche und dem Papste? antwortete der Alte bedenklich: Ich fürchte, an diesem Felsen Petri zerschellt noch seine Macht.

Ja, ja, sagte der Bürger: Der Krug geht so oft zum Brunnen, bis er bricht, und wir haben noch nicht aller Tage Abend. — Während dieser Reden waren nun auch die Saracenen in die Stadt hineingeritten, es gab jetzt auf dem Walle nichts mehr zu sehen, eine Menschen-Menge, welche dem Zuge folgen und gern noch länger

schauen wollte, drängte auf die Stufen zu, die vom Walle hinabführten, riß die drey Herren mit sich fort, und zwang sie dem Schwalle zu folgen. Die Ritter suchten die nächste Straße zu gewinnen, um sich nach der Herzoglichen Burg zu verfügen, Schallautzer aber, trotz seines Abscheues vor den Ungläubigen, schloß sich an den Haufen an, welcher der Leibwache so dicht auf dem Fuße folgte, daß Mancher in Gefahr kam, von den Hufen der Pferde getreten zu werden, und im Betrachten der wunderbaren Anzüge, der braunen fremdartigen Gesichter, der Köcher und Bogen, der krummen Säbel und Messer, der Trompeten und Kesselpaucken von blankem Silber, so wie der schönen schlanken Pferde von Arabischer Zucht, vergaß Schallautzer und Viele mit ihm das Entsetzen, welches der Anblick dieser Heiden ihnen zuerst verursacht hatte.

---

Die Hauptstadt der Herzoge von Österreich war jetzt ein Schauplatz wichtiger Dinge, so wie großer und herrlicher Festlichkeiten geworden. Mit lebhaftem Vergnügen sahen die reichen Bürger des Kaisers zahlreiche Hofstaat, so manchen großen Herren sammt seinem Gefolge, der mit

Friedrich dem Zweyten sogleich gekommen war, und in den folgenden Tagen noch mehrere Reichsfürsten mit vielen Helmen in ihre Thore einziehen. Auch brachte beynahe jeder Tag eine frische, falsche oder wahre Mähre, irgend eine neue Verordnung oder Entschließung des Kaisers, irgend eine Erzählung von dem, was in der Neustadt vorgehen sollte, irgend eine wunderbare Beschreibung von den Merkwürdigkeiten, welche sich in des Kaisers Umgebungen befanden, von den Mohren, die einen Theil seiner Leibwache ausmachten, von den lebendigen Kamehlen und Leoparden, die er zur Jagd bey sich hielt, von den Saracenischen Mädchen, die vor ihm zu tanzen pflegen, von den kundigen Edelknaben, die, in allen Sprachen des Morgenlandes unterwiesen, mit jenen Seltenheiten vereinigt, den Hof des christlichen Monarchen dem eines Morgenländischen Sultans nicht unähnlich machten *). Das gab denn den Neugierigen und Müssigen, wie sie innerhalb der Mauern jeder größern Stadt anzutreffen sind, täglich neuen willkommenen Stoff zu Gesprächen, welcher in Bade- und Trinkstuben abgehandelt wurde, und die Wiener in den ersten Tagen der kaiserlichen

Anwesenheit gar nicht zu rechter Besonnenheit und Würdigung der Dinge kommen ließ. Bald darauf, und ehe noch der frische Hauch der Neuheit von diesen Gegenständen abgestreift war, bereiteten sich ihnen wieder andere erfreuliche Auftritte; denn Herzog Konrad, des Kaisers zweyter und ältester Sohn nun, schwamm mit einem staatlichem Gefolge auf schönbewimpelten Schiffen von Regensburg die Donau herab, die, als wisse der Strom, welchen Herrn er zu feyern habe, ihre Eisdecke schon in der Hälfte des Jänners gesprengt, und dem hohenstaufischen Prinzen einen glänzenden Weg in die Länder seines Gegners geöffnet hatte. Der Kaiser hatte nähmlich seine Anwesenheit in Österreich, die Gegenwart so vieler Reichsfürsten, und vielleicht auch die Hoffnungen, welche aus der vollkommenen Demüthigung des Babenbergischen Hauses erwachsen sollten, benutzen wollen, um die Fürsten seinem lange gehegten Plane günstig zu stimmen, und seinen Sohn Konrad von ihnen zum Könige der Deutschen an die Stelle des verstorbenen unglücklichen Heinrich erwählen zu lassen. Klug, geschäftig und vorsichtig ging sein Kanzler, der gelehrte a Vineis, von einem der Wahlfürsten zum andern, wußte jeden auf der Seite



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

zu nehmen, wo er am leichtesten zu fassen war, wußte jedem den Köder vorzuhalten, der ihn am meisten reizte, und jeden Widerstand, so schlau als mild, und so klug als fest, zu beseitigen.

So ging das Wahlgeschäft seinen Gang an der einen Seite, während an der andern Kaiser Friedrich auch die Angelegenheiten des Landes, um derentwillen er sich hier befand, im Auge behielt und thätig betrieb. Jene Erklärung, wovon Erpo am Tage des Einzugs gesprochen, wurde nun bald öffentlich und feyerlich gegeben, und sowohl im Münster zu St. Stephan, als auf dem Platze vor der herzoglichen Burg durch Herolde dem Volke verkündigt: daß des Kaisers Majestät die Stadt Wien, in Betracht ihrer vielen Verdienste um das Reich, zur freyen Reichsstadt erhoben, und von ihren frühern Verpflichtungen gegen die Herzoge von Österreich losgesprochen habe. Lauter Jubel, der an Trunkenheit grenzte, verbreitete sich durch alle Straßen der Stadt, die Bürger derselben glaubten sich nun am Ziele aller ihrer Wünsche, und segneten den Kaiser, dem sie diese Wohlthat verdankten.

Mitten in diesen Tagen der Freude, welche durch die nahen Feyerlichkeiten und Feste bey der Wahl Herzogs Konrad zum Könige der Deutschen

noch gesteigert werden sollte, ritt einst in der frühen Abenddämmerung des Winters ein Ritter in voller Rüstung, von einigen ebenfalls wohl bewaffneten Reisigen begleitet, beym rothen Thurmthor in die Stadt Wien ein, und stieg bey der berühmten Herberge des Herrn Schallautzers am hohen Markte ab. Des Ritters Rüstung war blank, aber einfach, ein rother Löwe im goldenen Feld erschien auf seinem Schild, sein mit Pelz gefütterter Mantel, die warmen Pelzdecken der Pferde, alles, was den Herrn sowohl als die Knechte umgab, zeigte an, daß sie aus weit entfernten Gegenden kommen, und in dieser strengen Jahreszeit eine beschwerliche Reise gemacht haben mußten. Dennoch sprang der Ritter wohlgemuth von seinem Schimmel, den er freundlich streichelte, schlug das Visier des Helmes auf, aus dem ein kluges, wohlgebildetes Gesicht und helle, blaue Augen sahen, und trat in die Thüre der Gaststube, in der er einen Augenblick stehen blieb, erwartend, daß der Wirth, welcher geschäftig zwischen den Tischen seiner Gäste herumging, ihn erblicken sollte. Das geschah auch alsobald, das rasche Öffnen der Thüre, das Rasseln der Rüstung, hatte die Blicke mehrerer Anwesenden, und auch des Wirthes auf den Eintretenden gelenkt. Schallautzer

schaute und schaute, die Gestalt, die Züge kamen ihm bekannt vor, dennoch wußte er nicht sich sogleich zu sagen, wem sie angehörten. Da lächelte der Ritter, und sagte gutmüthig: Nun, Schallautzer, hast du mich denn schon ganz vergessen, und kennst auch nicht einmahl meine große Habichtsnase mehr? Da fuhr bey dem bekannten Klange der Stimme der Gastwirth auf, und eilte dem Eintretenden entgegen. Herr Jesus! Seyd ihrs, Graf von Habsburg, oder ist es euer Geist? rief er, und der Nahme des vornehmen Gastes trieb plötzlich die Anwesenden von ihren Sitzen empor, um den Grafen ehrerbiethig zu grüßen. Freundlich dankte und winkte dieser, mahnte mit Wort und Wink, sich nicht stören zu lassen, und schritt, von Schallautzer gefolgt und bedient, auf den Ehrenplatz am Ofen zu, den sogleich einer der früheren Gäste räumte, und wo Rudolph sich nun behaglich niederließ.

So seyd ihr denn wieder da, gnädiger Herr! Ja, ja, unverhofft kommt oft! Wer hätte das geglaubt! rief der Wirth aus.

Nun, wie so? fragte der Graf: Meintest du denn, ich würde gar nicht mehr wieder kommen?

Ach, du lieber Gott, aus dem Land voll Schnee und Eis, wie ich mir habe sagen lassen, und von

den menschenfressenden Heiden! Wahrlich, euch hat der liebe Herr Gott zurückgeführt, rief Schallautzer.

Das hat er, Alter, das hat er sichtbar und fühlbar, wie er uns immer führt an seiner Vaterhand. Aber für ein solches Wunder brauchst du meine Rückkunft nicht eben zu halten. Es sind noch manche wieder gekommen, die Deutschland mit mir verlassen hatten, so z. B. Prinz Ottokar von Böhmen, mit Vielen, die ihm gefolgt waren, und auch zwey von meinen Landsleuten. Den dritten freylich und noch Einen, um den es mir sehr leid thut, haben wir in den Pohlnischen Wäldern liegen müssen lassen; die schlafen dort im kühlen Grund, und sehen das Vaterland nicht mehr.

Graf Rudolph senkte das ernste Auge bey diesen Worten zu Boden, und blieb eine Weile stumm.

Darf man wohl fragen, nahm einer der Gäste nach einer kleinen Pause das Wort, wie die beyden Ritter heißen, welche ihr Grab dort gefunden?

Der Eine, nahm Habsburg das Wort, war mein Landsmann und Nachbar, ein Herr von

Toggenburg, den andern werdet ihr wohl gekannt haben, Ritter Ulrich von Pottendorf.

Großer Gott! fiel der Schallautzer erschrocken dem Ritter ins Wort: Der ist todt? der schöne junge Herr!

Der so reich und angesehen war! rief ein Anderer.

Ja, der Tod, entgegnete der Graf ernst, schont weder Stand, noch Schönheit, noch Jugend. Weiß Gott, ich habe diesen Ulrich schwer verloren! Wir haben uns erst hier kennen gelernt, wir haben nicht lange mit einander gelebt, aber es war mir, als sey mir der liebste Bruder gestorben, wie ich endlich nicht mehr an seinem Tode zweifeln konnte. Das war ein guter frommer Mensch! — Der Habsburg schwieg, und die übrigen schwiegen ebenfalls ehrerbiethig. Nach einer Weile fuhr sich jener mit der Hand über die Augen, gleichsam um die unwillkommenen Gedanken wegzuwischen, und sagte: Wie ist denn das, Schallautzer? Ich habe da, auf dem Wege hieher, gar wunderbare Dinge gehört. Euer Herzog ist geächtet, Ihr habt den Kaiser in Eurer Stadt? Ist das denn alles wahr?

Schallautzer fing nun an zu erzählen, die übrigen Gäste mischten sich darein, und halfen

ebenfalls berichten, so daß Graf Rudolph endlich von allem Vorgefallenen in der Ansicht, welche die Bürger davon hatten, unterrichtet war. In seinen ernsten Zügen mahlte sich wechselweise Erstaunen, Zweifel, Mißbilligung. Dieses letzte Gefühl schien allmählich die Oberhand über die übrigen zu erhalten. Meister Schallautzer, so wie die Mehrzahl der Gäste deuteten es nach ihrer Meinung, sie sahen eine antwortende Empfindung darin, die mit ihnen des Herzogs ungerechtes Verfahren verdammte, und verdoppelten also ihren Tadel desselben, so wie die Lobpreisungen des Kaisers, der sich ihnen so überaus gnädig erwies. Graf Rudolph verstummte allmählich ganz, er ließ die Bürger reden. In seinem Geiste spiegelten sich die Dinge ganz anders, aber er hielt es weder für schicklich noch für nützlich, sich hier zu äußern. Als der Strom ihrer Beschwerden und Schmeicheleyen zu versiegen anfing, schien er aus seinem Nachsinnen zu erwachen, und unterbrach des Schallautzers Rede mit der Frage: Und in der Neustadt hält sich Euer Herzog Friedrich auf?

Unser Herzog? spöttelte einer der Gäste: Das ist er schon zum längsten gewesen, wollen wir hoffen.

Ich hoffe es aber nicht, antwortete der Graf

trocken, erhob sich, und befahl Schallautzern, ihm vorzuleuchten, und sein Zimmer zu zeigen. Etwas verblüfft nahm dieser die Fackel von der Wand, die andern verneigten sich stumm und ebenfalls betroffen, und Rudolph verließ das Zimmer, und gab den Zurückbleibenden dadurch willkommene Freyheit, über ihn und das, was er gesagt, ihre Glossen zu machen.

Am andern Morgen konnte er nicht umhin, dem Kaiser, seinem obersten Lehensherrn, seinem Taufpathen, da der Zufall ihn nun einmahl während dessen Anwesenheit nach Wien geführt hatte, und seine Ankunft nicht verschwiegen bleiben konnte, sogleich bey Hofe in der herzoglichen Burg aufzuwarten. Kaiser Friedrich empfing ihn huldreich, er mußte ihm von dem Kreuzzuge gegen die Preußen erzählen, von den Sitten des Volkes, von den Thaten der deutschen Ritter, von dem Fortgange ihrer Waffen, und von dem böhmischen Prinzen Ottokar, von welchem der Ruf ihm viel Bedeutendes berichtet. Graf Rudolph gab auf Alles guten Bescheid, und der Kaiser sah mit Vergnügen, welch einen tiefen, klaren, und doch so milden Geist dieser junge Mann bey jeder Gelegenheit entfaltete. Jene Wahrsagung des Astrologen fiel ihm bey. Ein ernster Gedanke

überschattete plötzlich seine schönen geistvollen Züge, denn er gedachte, wie herrlich in zwey tapfern Söhnen, in eben so viel Enkeln das hohenstaufische Haus vor kurzem noch geblühet, und wie jetzt alle seine Hoffnungen auf dem einzigen rechtmäßigen Sohne Konrad beruhten! Zum mindesten, wenn das Geschick mit diesem Hause enden wollte, wenn es beschlossen hatte, die deutsche Krone einem andern Stamme zuzuwenden, schien der von den dunkeln Mächten bezeichnete Nachfolger kein Unwürdiger, und das deutsche Reich nicht gefährdet in solchen Händen. Das waren die Gedanken und Empfindungen, welche durch Friedrichs Geist zogen, während Graf Rudolph vor ihm stand, und einfach, wahr und verständig jede Frage des Kaisers beantwortete, und seine eigene Meinung über Manches äußerte.

Zuletzt, als der Kaiser ihn entließ, lud er ihn freundlich ein, der Wahlfeyerlichkeit seines Sohnes Konrad beyzuwohnen, die am dritten Tage Statt haben sollte. Diese Einladung kam dem Habsburger nicht ganz gelegen, denn sein Sinn stand nach der Neustadt. Da er nun ferner des Pottendorfers letzten Willen dem Lehensherrn desselben zu überliefern hatte, und doch auch schon sehnlich wünschte, das Vaterland, von dem er mehr

als drey Jahre entfernt gewesen, wieder zu sehen, so beschloß er, wenigstens seinen Aufenthalt hier so kurz als möglich zu machen. Er nahm also die huldvolle kaiserliche Einladung in tiefster Ehrfurcht an, und traf, so wie er sich beurlaubt, und seine Herberge erreicht hatte, sogleich alle Anstalten, um seiner Geburt und dem Verhältnisse gemäß, in welchem er zu dem Kaiser stand, mit geziemender Würde bey dem nahen Feste zu erscheinen.

Der Wahltag Herzog Konrads zum deutschen Könige, dieser Zielpunct so langer und eifriger Bestrebungen, war gekommen, und die herzogliche Burg sowohl als die ganze Stadt in fröhlicher Hast aufgeregt. Vom Lande herein und aus den kleinern Städten, ja aus Ungarn, Böhmen und Bayern waren Ritter und Herren gekommen, um Zeugen aller dieser Herrlichkeiten zu seyn. Vom frühen Morgen an gingen schon lange Züge von schön und blank gewaffneten und geputzten Menschen und Pferden nach allen Richtungen durch die Straßen der Stadt, um sich ihrer verschiedenen Bestimmung gemäß, nach dem Münster von St. Stephan, oder nach der Burg zu verfügen. Endlich brach unter dem Geläute aller Glocken der Zug aus dem herzoglichen Pal=

laste auf, und das Volk erstaunte über die niegesehene und seltsame Pracht desselben. An des Kaisers Seite ritt sein Sohn Konrad, und die Stimmen der Zuschauer waren getheilt zwischen des Kaisers männlich reifer Schönheit, dem ungemeinen Geiste, der aus seinen Zügen strahlte, der Hoheit und Anmuth, die alle seine Bewegungen beseelte, und der jugendlich frischen Blüthe des wunderschönen Jünglings, der an seiner Seite ritt. Eine zahlreiche Menge vornehmer Herren, darunter die ersten Fürsten des Reichs, Könige, Herzoge, Erzbischöfe, Fürsten und Grafen im höchsten Staate, begleiteten den Zug, den Bewaffnete zu Fuß eröffnet hatten, und den Schluß machte ebenfalls wieder jene Saracenische Leibwache, die heute noch viel prächtiger, als am Tage der Ankunft gekleidet war.

Nach dem Hochamte und der vollbrachten Wahl ging der Zug in die Burg zurück, wo ein prächtiges Bankett die zahlreichen Gäste mit kaiserlicher Pracht bewirthete. Unter diesen Gästen hatten sich dann die Bekannten nach Möglichkeit zusammengefunden, und hielten sich beysammen. So war Graf Rudolph, den außer dem jetzt in der Neustadt abwesenden Ritter von Künring fast Niemand in Wien kannte, froh gewesen, daß

ihn schon Tags zuvor der Zufall, welcher ihn in des Schallautzers Herberge geführt, mit dem alten Ritter von Rauheneck bekannt gemacht hatte. So verschieden ihre Jahre waren, so zog doch das einfach biedere Wesen des Greises den jungen Ritter an; und auch dem Rauhenecker behagte der kluge und bescheidene Schweitzer. So fanden sie sich denn beym Zuge willig zusammen, saßen an der Tafel nebeneinander und theilten sich ihre Bemerkungen mit.

Herrliche Musik erscholl während der Mahlzeit und rauschende Dusche begleiteten die Gesundheiten, welche in den goldnen meist mit Edelsteinen besetzten Pokalen ausgebracht wurden. Wunderschöne Frauen, von denen Viele, die zu dem kaiserlichen Hofstaate gehörten, die majestätischen Formen der Römerinnen, oder die feurigen Reize der Neapolitanerinnen zeigten, nebst einigen deutschen Damen schmückten die bunte Reihe der Gäste. Sänger und andre Tonkünstler ließen sich hören, aus reinen italischen Kehlen tönte die melodische Sprache dieses Landes, und Manche wollten wissen, daß ein und andrer Text dieser Gesänge, der den Zauber Italienischer Schönen pries und sie den Gottheiten des heidnischen Alterthums verglich, von dem Kaiser

selbst gedichtet sey *). Wohl verstanden nur Wenige von denen, welche sich im Saale befanden, diese Worte und ihren Sinn, aber das Wollustathmende Getöne und die weichen Klänge, welche bezaubernd in die Seelen drangen und sie in süßen Taumel auflöseten, sprachen verständlich zu ihnen und rissen sie unwiderstehlich hin.

Unterdessen war über dem Auftragen und dem Genuße zahlloser Gerichte, deren Beschaffenheit und Nahmen den deutschen Gästen meist unbekannt waren, der kurze Wintertag der Dämmerung nahe gekommen. Der Kaiser winkte und schnell wurden die Fackeln im Saale entzündet und verbreiteten hellen Tagesschein auf allen Wand- und Kronleuchtern.

Im Hintergrunde des weiten und langen Tafelsaales war ein Vorhang von blauem schwerem Seidenstoffe mit silbernen Fransen besetzt, der hinter zwey schlanken Säulen bis zur Erde niederhing und das Ende des Saales den Augen der Anwesenden entzog, schon bey Vielen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Neugier gewesen. Ehe noch die Fackeln im Saale entbrannten, hatte es Rudolph geschienen, als dringe ein Lichtschimmer hinter den Falten des Vorhangs und unten, wo die Silberfransen den Fußboden

berührten, hervor. Indessen war die Tafelmusik verstummt, die Sänger und Sängerinnen verließen die Tribune, auf der sie gestanden, die übrigen Künstler folgten ihnen, und als alles erwartungsvoll im Saale still geworden war, klatschte der Kaiser laut dreymahl in die Hände. Der blaue Vorhang theilte sich zu beyden Seiten, wie von unsichtbaren Händen zurückgezogen, es zeigte sich das Ende des Saals ringsum mit gleichen blauseidnen Vorhängen umhangen, und bildete dadurch eine Art von abgesondertem Gemache, das noch durch eine ungemeine glatt getäfelte und etwas erhöhte Estrade von dem übrigen Theile des Saales, den die Tafeln und die Gäste einnahmen, geschieden war [6]). Ganz im Hintergrunde erblickte man zwey höchst zierliche Mädchengestalten, deren reicher Anzug von Silberstück mit blauen Verzierungen, so wie ihr Kopfputz und ihre bräunliche Hautfarbe bey überaus regelmäßigen Zügen und feuerfunkelnden Augen sie sogleich als Saraceninnen zu erkennen gab. Diese Mädchen standen nicht auf dem Boden der Estrade, sondern jede hatte unter jedem Fuße eine Kugel; und sie mahnten so an die Bilder der Göttinn Fortuna, nur daß sie statt Einer, auf Zwey Kugeln standen, statt des Segels

saracenische Handpaucken von blankem Silber in anmuthiger Stellung hoch emporhielten, und in den Zusehern die Besorgniß erregten, sie möchten bey der leisesten Bewegung von ihrem unsteten Fußgestelle herabgleiten. Nun ließ sich eine ungesehene wohlbesetzte mohrische Musik mit Zinken und Hörnern und andern Instrumenten vernehmen, und so wie die ersten Töne erklangen, fingen die Mädchen auf ihren Kugeln sich an zu bewegen, und glitten dahin und glitten dorthin, und wendeten sich in zierlichen Stellungen, entlockten ihren Handpaucken liebliche Töne, ließen bald die eine bald die andre ihrer Kugeln dahin rollen, eilten ihnen auf einer stehend nach, hohlten die Entlaufenen ein, verschlangen anmuthig ihre Arme, ließen sich wieder los, und trieben so eine Weile ihr wunderbares Spiel auf ihren Kugeln, das denn in Manchen der Gesellschaft den Gedanken erregte, dieß, wie so manches Andre, was sie heut gesehen, und früher gehört, gehe wohl nicht mit rechten Dingen zu.

Graf Rudolph hatte dem seltnen Schauspiele mit Vergnügen zugesehen, aber er bemerkte erst jetzt, daß sein Nachbar, der Raubenecker, sich von ihm und dem Tanze gegen die andre Seite zugewendet hatte, und er glaubte sogar zu bemer-

ken, daß der gute Greis einmahl über das andre unter dem Tischtuche ein Kreuz schlug. Indessen that er, als achte er nicht darauf, und während dessen hatte der Tanz ein Ende. Die Mädchen auf ihren Kugeln waren mit verschlungenen Armen, ihre Instrumente mit der andern freyen Hand hoch emporhaltend, bis an den vordersten Rand der Estrade geschwebt. Hier verneigten sie sich zierlich und ehrerbiethig vor den Anwesenden und dem Kaiser, dieser klatschte abermahls in die Hände, die Vorhänge rauschten von beyden Seiten zu, und die Mohrinnen waren verschwunden.

Ein vielstimmiges lautes Ah, dem ein eben so lautes allgemeines Beyfallrufen und Klatschen folgte, lohnte das liebliche Schauspiel und zeigte dem Kaiser genugsam, welchen überraschenden Eindruck es hervorgebracht. Nun ergossen sich Lobeserhebungen, Bemerkungen, Fragen, und wie ein brausendes Meer rauschte der weite Saal von den Stimmen der Gäste, welche dennoch in Gegenwart der Majestäten sich nur gedämpft und halblaut hören ließen. Einer der belebtesten und entschiedensten Lobpreiser war Graf Frangepani, der dem Rauhenecker fast gegenüber saß, und schon während des Schauspiels sein Entzücken deutlich zu erkennen gegeben hatte. Mit

Mißfallen hatte der alte Mann dieß bemerkt, so wie er überhaupt seit Frangepani's Eintritt und Anwesenheit in Wien mit dem Betragen desselben durchaus unzufrieden war. Der Ungar hatte nähmlich seinen präsumtiven Schwiegervater, den er gewiß am Tage der Ankunft auf dem Walle gesehen, weder in der Herberge zu Wien, wo Rauheneck sich damahls noch ein Paar Tage aufhielt, noch seitdem auf seinem Schloße bey Baden aufgesucht. Jetzt war Herr Konrad wieder nach der Stadt gekommen, um bey der Wahlfeyerlichkeit zugegen zu seyn; er hatte dem Frangepani ein Paarmahl zufällig begegnet, er hatte ihn angeredet, ihn zu sich eingeladen, und jener hatte sich flüchtig und unter kahlen Entschuldigungen losgemacht. Heute vollends hatte er durch die Fremdheit, womit er den Alten in der Kirche sowohl, als in der Burg vermieden, und jetzt durch die entzückten Lobpreisungen, womit er ein Schauspiel erhob, das dem Alten wie ein Teufelsspuck vorgekommen war, das Maaß des Zornes bey Ritter Konrad voll gemacht, und dieser wendete sich, während Frangepani noch mit funkelnden Blicken und erhitzten Ausdrücken die Schönheit der Mädchen, das Wollustathmende ihrer Züge und Bewegungen, das Nymphen=

hafte ihres Wuchses erhob, und sie mit allerley Statuen und Gemählden italischer Meister verglich, unmuthig zu seinem Nachbar und brummte: Nun, was sagt ihr zu dem Allen, Herr Graf?

„Der Tanz war schön, unstreitig, wie überhaupt das ganze Fest wahrhaft kaiserlich; aber ich für meine Person bin kein großer Liebhaber aller dieser Dinge, und wäre nicht ungehalten, wenn es bald zum Ende ginge.“

Da habt ihr wohl recht, flüsterte der Rauhenecker: Indessen bin ich doch nicht ganz eurer Meinung. Kaiserlich mag das Fest wohl seyn, aber christlich ist es nicht. Was sollen die Heidinnen da im Tafelsaale? Und kann dieser Tanz auf den Kugeln was anders seyn, als Wirkung der schwarzen Kunst? Es ist ja nicht möglich, daß das mit natürlichen Dingen zugeht, denn kein Mensch kann auf Kugeln umhergehen, viel weniger tanzen oder Luftsprünge machen.

„Ihr müßt nur bedenken, daß lange Übung und Angewöhnung von Kindheit an hierin viel thun kann. Habt ihr denn nie Seiltänzer gesehen? Was vermögen diese nicht Wunderbares?“

Mag seyn! — Ich habe zeitlebens wenig oder nichts von solchen brodlosen Künsten gehalten, und ich würde sie meinen Gästen, die ich ehren

wollte, nicht zum Besten geben. Nein, wahr bleibt wahr. Unser Herzog Friedrich hat uns oft gekränkt, aber es war doch ganz anders bey dem Feste, wo er sich wehrhaft hatte machen lassen. Es ging fürstlich, prächtig, aber sittig und christlich dabey zu.

„Ich habe mich überhaupt gewundert, als ich vor einigen Tagen hier ankam, diesen Umschwung der Dinge zu finden. Der Herzog, dieser mächtige, tapfere, ritterliche Fürst, vom Kaiser geächtet — und von seinen eignen Unterthanen verlassen und verrathen!"

Ach, Graf von Habsburg! da wäre gar vieles zu sagen! Es ist eben auf jeder Seite gefehlt worden. Der Herr ist hitzig, eigenmächtig, viele von der Ritterschaft dachten, so wie er jung ans Regiment kam, seine Unerfahrenheit zu ihrem Vortheile zu benutzen, die Städte sahen nur auf Gewinn und Erwerb; Haß und Stolz, Eigennutz und Starrsinn haben von allen Seiten die Gemüther immer mehr und mehr erbittert, Verläumdung und Bosheit das ihrige gethan, nun haben wir die Fremden im Lande, und das Unglück ist vollständig.

„Auf jeden Fall war Friedrich euer angestammter Herr!"

Ja wohl, ja wohl! und ich wollte viel darum geben, könnte ich das Geschehene ungeschehen machen! Glaubt mir, es ist mir ein großer Trost, daß ich mich von diesen Rathschlägen fern gehalten. Es wollten mich zwar manche verleiten (er warf dabey einen finstern Blick auf Frangepani) und es war eine Zeit, wo ich mich beynahe hätte bethören lassen. Nun danke ich Gott, daß es nicht geschehen ist, und ich mir nicht vorwerfen darf, die fremden Dränger ins Land gerufen zu haben.

„Das Land leidet wohl sehr?"

Das könnt ihr denken. Es preßt und drückt und rupft eben jeder, wie er kann und mag, und denkt die gute Gelegenheit zu nützen, und Pfeifen zu schneiden, so lange er im Rohre sitzt.

„Und es thut auch Alles von fremder Hand weher. Hat man auch Manches anders gewünscht unter dem eignen Herrn — er bleibt doch der rechtmässige Fürst, der, dessen Wiege im Lande gestanden, dessen Väter und Ahnen dem Lande wohlgethan. Man kennt sich gegenseitig, man liebt sich trotz der Mißverständnisse, und wird man getrennt, dann fühlt man erst, wie es früher doch eigentlich besser war."

Ach! Ihr sprecht mir aus der Seele, Graf Ru-

dolph! Das ist's, der angestammte Fürst, der rechtmässige Erbe des Landes — der ist doch ganz etwas anders, als diese fremden unbekannten Menschen, die uns nicht kennen, die wir nicht kennen, die keine Liebe zu uns haben, und kaum unsre Sprache verstehen.

„Ich denke dem Herzoge in der Neustadt meine Aufwartung zu machen, nahm Rudolph wieder das Wort.“

„Wie? fragte der Rauhenecker erstaunt: Dem Geächteten?

„Mir ist er das nicht — mir ist er noch stets der einzige und wahre Herr von Österreich.“

Aber die Reichsacht? —

„Der Kaiser und seine Räthe sind Menschen, und können irren. Friedrich der Zweyte ist ein ungemein kluger, welterfahrner, vortrefflicher Herr, aber er ist nicht allwissend. Ihm ist der Stand der Dinge eben vorgespiegelt worden, wie Selbstsucht, Absicht, Neid und Gehässigkeit es für ihre Plane nothwendig fanden. Trügt mich nicht jede Vorstellung, die ich von des Kaisers Geiste und seiner großen Denkart, so wie von eures Herzogs edlem Gemüthe hege, so wird sich die feindselige Spannung, in der sich die beyden jetzt gegenüberstehen, verlieren, sobald der Kaiser den

wahren Stand der Dinge hier im Lande mit eigenen Augen sehen, und Herzog Friedrich erkennen wird, daß sein Wille doch nicht allmächtig ist, und, einem Höhern zu weichen, auch den Tapfersten nicht schändet.“

Gott gebe! endigte der Rauhenecker dieß Gespräch — denn der Kaiser hatte durch sein Aufstehen das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gegeben: Gott gebe, daß ihr wahr redet, Herr Graf; es kann nicht bald Jemand lieber seyn als mir, denn ich bin alt, und Ruhe ist nun mein einziger Wunsch.

Mit diesen Worten erhob er sich, Graf Rudolph that desgleichen, die Übrigen standen ebenfalls auf, und in dem Gedränge und Geräusch, welches nun im Saale entstand, wurden die Tischnachbarn getrennt, und jeder suchte, da es schon ziemlich spät war, seine Herberge.

Am folgenden Tage stellte sich Graf Rudolph beym Kaiser ein, um Abschied von ihm zu nehmen. Auf Friedrichs Frage, ob er schon wieder nach der Schweitz zurückkehren wolle, widerte es dem Habsburger eine ausweichende oder unwahre Antwort zu geben, und auf die Gefahr hin, das Mißvergnügen seines kaiserlichen Taufpathen zu erregen, erwiederte er bescheiden, aber

geradezu, er gedenke über Neustadt zu gehen, sich dem Herzoge von Österreich darzustellen, und die Aufträge, die er von einem verstorbenen Lehensmanne desselben in Pohlen übernommen, auszurichten. Er hatte nicht geirrt, auf des Kaisers Gesicht zeigte sich eine unangenehme Überraschung.

Ich kenne keinen Herzog von Österreich, antwortete er kalt und kurz.

„Verzeiht, gnädigster Kaiser, ich war so lange abwesend, und diese Neuerungen, die ich seit meiner kurzen Anwesenheit hier gefunden, sind mir noch fremd, und wollen mir nicht recht in den Sinn.“

Ich hoffe, ihr werdet damit bekannt werden, und sie nach euerm Sinn finden, antwortete Friedrich in einem Tone, der halb scherzend, halb streng klang.

Rudolph verbeugte sich, ohne zu antworten. Der Kaiser schwieg ebenfalls eine Weile. Dann nahm er das Wort mit freundlicherem Tone wieder: Wenn ihr denn nach der Neustadt geht, so grüßt meine Schwiegertochter, die Königinn Margarethe, von mir, und sagt ihr, es würde mich freuen, wenn ich sie hier in Wien sähe. Dem Grafen von Babenberg aber sucht vernünftige Gesinnungen beyzubringen, wenn es möglich ist.

Rudolph antwortete in dem Sinne, wie er die Sachen ansah, furchtlos aber mild, bescheiden aber aufrichtig. Friedrich hörte ihm aufmerksam zu, er suchte Rudolphs Ansichten umzustimmen, aber es gelang ihm nicht. Das Gespräch währte ziemlich lange; endlich entließ Friedrich den jungen Mann mit großer Freundlichkeit, so wie mit dem ausdrücklichen Befehle, nicht von der Neustadt weg nach Hause zu eilen, sondern ihn vorher noch einmahl in Wien zu besuchen. Freudig, gestärkt durch seines Kaisers sichtbare Huld, und die Hoffnung hier vielleicht Gutes wirken zu können, beurlaubte sich Graf Rudolph von ihm, und eilte in die Herberge des Meisters Schallautzer, um sich zur Reise nach der Neustadt für den nächsten Morgen zu rüsten.

Er stand, am Abende dieses Tages, nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, in seinem Zimmer, in welches ihn unnachlassendes Schneegestöber einschloß, und erwartete eben seinen Hausgenossen, den alten wackern Ritter Konrad, der den stürmischen Abend mit ihm zu verschwatzen und zu vertrinken gesonnen war, als der Wirth nach leisem Pochen eintrat, und meldete, ein Herr vom kaiserlichen Hofe, der sich Frange-

pani nenne, wünsche den Grafen von Habsburg zu sprechen.

Mich? der Frangepani? fragte dieser verwundert: Wie komme ich dazu? Führe ihn nur herein. — Der Wirth ging, Rudolph überlegte, was der Mann wohl bey ihm wollen könne, und da er sonst keinen Zusammenhang zu erdenken im Stande war, blieb er zuletzt bey der Vermuthung stehen, ob er vielleicht seine Vermittelung und Fürsprache bey dem alten Rauhenecker suche, da ihm bekannt war, welche Verbindung sich zwischen diesen Beyden angeknüpft, und der Alte gestern sehr unzufrieden mit dem künftigen Schwiegersohne geschienen hatte. Indessen trat Frangepani ein, und eine nähere Bekanntschaft mit seiner Persönlichkeit bestärkte Rudolph in der ungünstigen Vorstellung, welche sein erster Anblick und sein ganzes Benehmen in ihm erregt hatte. Nach den ersten gleichgültigen Reden kam Frangepani ohne weitere Umschweife auf den Zweck seines Besuchs. Der Graf von Habsburg ging nach der Neustadt, wohin er, Frangepani, als unmittelbar bey des Kaisers Person beschäftigt, schicklicher Weise nicht gehen könnte.

Ihr werdet dort die verwitwete Königinn sehen? sagte er.

Ich hoffe es, antwortete Rudolph.

„Ihr habt Aufträge von des Kaisers Majestät an sie?“

Keine bedeutenden, nur eine freundliche Einladung des kaiserlichen Schwiegervaters für sie.

Hieran erkenne ich Friedrichs großes Herz, rief Frangepani, wie in Begeisterung: Er hat strafen müssen, aber er haßt nicht; sein überlegener Geist weiß den Schuldigen von seiner Schuld, den unschuldig Mitleidenden von dem Fehlenden zu trennen.

Das ist wohl nicht mehr als Pflicht, erwiederte Rudolph trocken, und in dem vorliegenden Falle wahrlich auch nicht schwer.

„Gesteht doch, Herr Graf! Nicht jeder, der als Vater, als Kaiser, als Lehensherr so tief beleidigt, so schwer gekränkt worden wäre, wie es Friedrich durch Margarethens Gemahl und durch den tollen Bruder derselben wurde, würde eine so milde Schonung und väterliche Zuneigung noch für diejenige beyzubehalten fähig seyn, deren Anblick, ja deren bloßer Nahme schon, alle jene kränkenden Erinnerungen in ihm erwecken muß.“

Ich sehe das nicht ein. Vielmehr scheint es mir sehr natürlich, daß eine Frau, deren ganzes Erdenglück durch diesen Schwiegervater, sey es

nun, daß er so mußte oder so wollte, zerstört worden ist, deren letzte Stütze, den geliebten Bruder, dieselbe gewichtige Hand jetzt zu zerschmettern im Begriff ist — daß eine solche Frau doch auf Schonung und Milde heiligen Anspruch hätte. Und nun erst diese Margarethe! Ich kenne sie zwar nicht, aber der Ruf spricht von ihr, wie von einer der frömmsten Dulderinnen, wie von einer Heiligen, kann man sagen.

„O, das ist sie, das ist sie, brach nun Frangepani mit noch lebhafteren Ausrufungen aus — ein Engel in Frauengestalt, ein Verein jeder weiblichen Tugend mit Reiz und Hoheit.“

Ihr seyd ja ganz begeistert, entgegnete Rudolph halblächelnd.

„Das bin ich, ja, Graf Habsburg, das bin ich. Und wenn Jemand auf Erden ein Recht hat, es zu seyn, so bin ichs — ich — einst der Seligste, nun der Unglücklichste aller Menschen. Wißt denn, Graf Rudolph, ich war Margarethens erste Liebe.“

Ihr? unterbrach ihn Rudolph erstaunt und zweifelhaft.

„O, wie hing sie an mir, mit dem ersten Aufblühen des jugendlichen, kindlichen Gefühls! Wie

neidenswerth war ich damahls, wie überselig wäre mein Loos an ihrer Seite geworden!“

Ja, wie so? Der alte Herzog würde doch schwerlich eingewilligt haben?

Meint ihr? erwiederte Frangepani etwas gereitzt: Wer weiß? Er kannte das Haus, dem ich entsprossen bin, und dessen Glanz und Herrlichkeit aus Italien.

Rudolph zuckte die Achseln, und sagte nicht, was er dachte.

Es war auch nicht der Vater, fuhr Frangepani fort, der uns trennte. Dieser wüthende Mensch, Margarethens Bruder war es.

Ihr sprecht von dem Herzoge von Österreich? unterbrach ihn Rudolph mit ernster Bedeutung.

„Ganz recht, von dem, der es war. Gottlob, des Kaisers Macht und Weisheit hat seinem tollen Treiben ein Ziel gesteckt, womit er das Land und Alles, was ihm in die Nähe kam, ins Verderben gerissen hat.“

Lassen wir das, Herr von Frangepani! Mich dünkt, es ist weder die Zeit, noch sind wir Beyde berufen, über einen Fürsten, dessen Unglück so wie seine Standhaftigkeit uns wenigstens Achtung einflößen sollte, ein Urtheil zu fällen. Ihr wünscht etwas von mir. Habt die Gewogenheit,

es mir bald mitzutheilen; denn meine Zeit ist gemessen, indem ein Freund, den ihr auch genau kennt, der Ritter von Rauheneck, mich um diese Stunde zu besuchen versprochen hat.

Frangepani biß sich in die Lippen, und trat einen Schritt zurück. Dann schnell gefaßt sprach er: Ich werde kurz seyn, und will euch nicht stören, wenn euer Freund erscheint. Ihr kennt nun die Lage der Dinge. Meine Leidenschaft für das Weib, das ebenfalls meine erste Liebe war, hat durch Trennung und Zeit nichts von ihrer ersten Gluth verloren. Margarethe ist wieder frey, die Verbindung, wegen der man sie damahls von mir riß, und aufopferte, war unglücklich genug. Da ihr nun ohnedieß Aufträge an sie habt, da ihr mit ihr und den Personen, welche sie umgeben, zu sprechen Gelegenheit haben werdet, so könntet ihr mich zu euerm lebenslänglichen Schuldner machen, Herr Graf, wenn ihr so von weitem hinhorchen, und etwa das Gespräch so lenken wolltet, daß es sich offenbarte, ob auch Margarethe den Gegenstand ihrer ersten Liebe noch im Andenken behalten, ob —

Verzeiht! unterbrach Rudolph schnell den Sprechenden: Diesem Auftrage kann ich mich nicht unterziehen.

„Und warum nicht?“

Weil das Unglück dieser Frau mich in diesem Augenblicke viel zu groß und zu ehrwürdig dünkt, um auf solche Dinge, wie ihr meint, auch nur von ferne hinzudeuten.

Seltsam, wahrlich seltsam, erwiederte Frangepani gereizt: Ich sehe das nicht ein, denn meine Wünsche sind so ernst und so ehrenvoll —

Übrigens, fuhr Rudolph ruhiger fort, entschließt sich die Königinn, vielleicht hierher zu kommen, dann könnt ihr sie selbst sprechen, und selbst von ihr hören.

Wahrhaftig, man merkt es euch an, daß die Schweitz mit ihren ländlichen Sitten, entgegnete Frangepani spöttisch, euer Vaterland ist, und daß die Weise des höhern Lebens und der Höfe euch unbekannt geblieben. Ihr wollt also nicht diese Gefälligkeit für mich haben?

Ich tauge nicht dazu, wie ihr selbst bemerkt, antwortete Rudolph gelassen.

Nun so lebt wohl, Graf von Habsburg! Nehmt es nicht übel, daß ich eure kostbare Zeit geraubt, und versenkt unser Gespräch in völlige Vergessenheit, das bitte ich euch.

Das will ich wahrlich gern thun, antwortete Rudolph, höflich den Fremden zur Thüre gelei-

tend; denn es ist nichts in demselben vorgekommen, woran ich eben gern denken möchte.

Frangepani hatte in zornigem Muthe kaum das Zimmer verlassen, und der junge Schweitzer sich eben wundernd besonnen, wie er denn gerade zu solch einer Zumuthung, eine Art von Unterhändler zu spielen, gekommen sey, als Rauheneck hastig, und mit erhitztem Gesichte eintrat. Ist er fort? rief er. Rudolph bejahte. Der Niederträchtige, der Doppelzüngler! rief der Alte, und ergoß sich noch lange, ohne daß Rudolph den Strom seines Unmuths zu hemmen im Stande war, in den bittersten Ausdrücken gegen Frangepani. Er hatte vor kurzem zufällig erfahren, was für kühne Hoffnungen seinen präsumtiven Schwiegersohn beseelten, und er konnte sich nun die Kälte und Verlegenheit erklären, womit er seit ihrer beyderseitigen Anwesenheit in Wien ihn überall vermieden hatte. Jetzt als er seinen jungen Freund besuchen wollte, hatte man ihm gesagt, daß Frangepani bey ihm sey. Er vermuthete sogleich die Ursache dieses Besuchs, und harrte voll Unwillen und Ungeduld, bis jener sich entfernt hatte, um dann seinen beleidigten Stolz ungehindert vor dem Freunde ausströmen zu lassen, von dessen Theilnahme er überzeugt war. Sie saßen

den Abend noch lange beysammen. Frangepani's Eitelkeit und Falschheit, des Alten fester Entschluß, ihm nun die Tochter sicher nie zu geben, Herzog Friedrichs gefährliche Lage, machten den Inhalt ihres Gesprächs aus.

Am nächsten Morgen brachen beyde zeitig auf, und ritten in die ergrauende Dämmerung mit einander hinaus, bis eine geraume Strecke von Wien, wo denn der Alte mit herzlichen Grüßen sich von dem jungen Manne trennte, um nach seiner Burg zu reiten, während Graf Rudolph sein Pferd zu schärferem Trabe anspornte, um in dem kurzen Wintertage die Neustadt bey guter Zeit zu erreichen.

Er hatte sie erreicht. Sein Nahme, und daß er Aufträge von des Kaisers Majestät an die verwitwete Frau Königinn, so wie eigene an des Herzogs Durchlaucht habe, öffnete ihm die vorsichtig geschlossenen Thore des Städtchens. Für diese Nacht nahm ihn eine Herberge auf, am andern Morgen ließ er sich den Weg zur herzoglichen Burg weisen, und sandte zwey stattlich gekleidete Knappen voraus, ihn anzumelden.

Herzog Friedrich stutzte, als man ihm den Nahmen des Grafen von Habsburg nannte, und eine düstere Ahnung befiel ihn. War er es nicht

gewesen, der vor mehr als zwey Jahren durch Wien gegangen war, um gegen die Preußen zu ziehen, und dem sich der Pottendorf angeschlossen? Der Habsburg kam zurück, der andere nicht. Was mochte da geschehen seyn? Und was war bereits geschehen mit Friedrich, mit Österreich, seit jener Zeit!

Der Fremde wurde eingeführt. Seine edle Gestalt, der sinnige Ernst auf seiner Stirn, die treuen blauen Augen nahmen beym ersten Anblick für ihn ein, so wie die männliche Schönheit des Herzogs, der ungebeugte Muth, der aus diesen festen Zügen, aus diesen beynahe finstern und harten Blicken sprach, den jungen Schweizer tief und mächtig anregten. Er verbeugte sich, und erwartete ehrfurchtsvoll des Fürsten Anrede.

Eine Weile betrachtete ihn Friedrich düster aber mild, dann sagte er: Ihr habt Aufträge von einem mir sehr schätzbaren Manne, dem Ritter von Pottendorf, an mich?

Ich habe es wohl nie anders gedacht, erwiederte Rudolph, als daß dieser Mann sich der Gnade seines Fürsten erfreuen mußte. Euer gnädiges Wort bestätigt es heut. Um so trauriger ist es für mich, euch, durchlauchtigster Herr, keine

angenehmere Nachricht von diesem euern sehr getreuen Lehensmanne bringen zu können.

Was ists mit ihm? Warum kommt er nicht selbst? fragte der Herzog rasch aber dumpf; ihm ahnete schon die Antwort.

Rudolph zuckte die Achseln, und verneigte sich, ohne zu antworten.

Krächze nur heraus deine Todesbothschaft, Unglücksrabe! rief der Herzog erblassend: Ulrich ist todt!

So ists, sagte Graf Habsburg, indem ein schwerer Seufzer seine belastete Brust hob, und die hellen Thränen, die in seinen Augen zitterten, ihn schnell dem Herzen Friedrichs näherten.

Todt also! nahm der Herzog nach einer finstern Pause das Wort, indem er sich zu fassen, und seiner Erschütterung Herr zu werden suchte: Das ist mir sehr unlieb zu hören. Und wie? wo starb er?

„In einem Gefechte an der Mündung der Weichsel, das für das Kreuzheer und den deutschen Orden sehr unglücklich ausfiel. Früher schien der Sieg an unsere Fahnen geheftet. Wir trieben die Heiden fast überall zurück, viele hundert von ihnen wurden gefangen, die meisten dann auch getauft, und so unserm heiligen Glauben in

jenen Gegenden ein weiter Raum geschafft. Ritter Ulrich war mein unzertrennlicher Gefährte, ich darf es wohl sagen, und Ihr, durchlauchtigster Herr, werdet es mir nicht als Ruhmredigkeit ausdeuten, er hatte mich lieb gewonnen. Wir schliefen in Einem Zelte, wir tranken aus Einem Becher, und ich lernte sein edles, frommes Gemüth bey jeder Gelegenheit immer mehr erkennen und lieben. Verzeiht, gnädigster Herr! unterbrach sich der junge Mann, indem er die Thränen abtrocknete, die ihm während seiner Erzählung fast unbewußt über die Wangen geschlichen waren.

Friedrich sah tiefbewegt zur Erde.

Rudolph hatte sich ermannt. „In den Schlachten kämpften wir Einer an des Andern Seite, und führten manchen kühnen oder listigen Streich glücklich mit einander aus. Doch hatte ich da oft Ursache, mit Ulrich unzufrieden zu seyn, und das war die einzige Gelegenheit, worüber wir zuweilen in Streit geriethen.“

Wie so? fragte der Herzog.

„Ulrich schonte sich zu wenig, er achtete sein Leben nicht, und wagte es oft mit zu großer Kühnheit, obwohl eine düstere Ahnung, als sollte er sein Vaterland nicht wieder sehen, ihn oft

zu ergreifen schien. Er sprach dann mit mir so ruhig, so heiter, wie ein frommer Christ von dem möglichen Falle seines frühen Hinscheidens.“

Der Herzog setzte sich auf einen Stuhl am Tische nieder, stützte den Kopf in die Hand, und winkte dem Schweizer, der schüchtern inne gehalten hatte, fortzufahren.

„Da sich diese Todesahnung indessen so lange nicht erfüllte, hielt ich sie in meinem Sinne für ein Erzeugniß schweren Blutes, oder irgend einer innern Mißstimmung, und achtete eben nicht viel darauf, bis den Tag vor der unglücklichen Schlacht.“

Der Herzog erhob den Kopf, und blickte den Erzähler finster an.

„Da kam er am Abende zu mir ins Zelt, und nahm förmlich Abschied von mir, indem er sagte, es sey ihm unzweifelhaft, daß er den morgigen Tag nicht überleben werde. Ich suchte ihm die Grille, für die ich seine Vorstellung hielt, auszureden, ich führte ihm das Beyspiel mehrerer seiner uneingetroffenen Vorhersagungen an. Er schüttelte sanft aber bestimmt den Kopf, und behauptete mit großer Ruhe seine Angabe. Endlich zum Beweise, wie fest er an seinen Tod glaubte, überreichte er mir ein rechtskräftiges Perga-

ment, das er von dem Kapellan des deutschen Ordens hatte aufsetzen, und von ein Paar Rittern mit ihren Siegeln unterfertigen lassen. Dieß hieß er mich, Euch, gnädigster Herr, bey meiner Rückkehr ins Vaterland überreichen, und darum bin ich hier. Bey diesen Worten zog Graf Rudolph das Pergament aus dem Wamms hervor, und überreichte es ehrfurchtsvoll dem Herzoge.

Dieser streckte die Hand aus; aber er zog sie wieder zurück: Ritter Ulrich hat euch wohl manchmahl über mich geklagt? fragte er streng.

„Nie, gnädigster Herr, das kann ich beschwören. Er hat auch wohl keine Ursache dazu gehabt, und sprach immer von euch mit der Achtung, die dem Lehensmanne gegen seinen Fürsten geziemt.“

Friedrich blickte zur Erde, und nahm nun das Testament, in das er flüchtig blickte, und in welchem Ritter Ulrich in sehr achtungsvollen Ausdrücken, da seine Güter bey Erlöschung des Mannsstammes dem Herzoge heimfielen, denselben ersuchte, seiner Dienstleute gnädig eingedenk zu seyn, und das, was er für sie ausgesetzt habe, jedem bis an sein Ende, zum Lohne seiner Treue und Ergebenheit zu lassen. Vor Allen war Curt Aichspalter genannt, und großmüthig bedacht. Nachdem allen diesen Pflichten, und dem, was

der Ritter an einige Kirchen und Klöster zum Heile seiner Seele bestimmte, genug gethan war, erwähnte er der Melisende Lascaris, die er zwar nach den von ihm selbst schon früher eingeleiteten Verhandlungen nicht mehr als seine Gemahlinn betrachten könne, die aber, da sie einst seinen Nahmen getragen, auf eine dieses Nahmens würdige Weise sollte leben können, und somit bestimmte er ihr beynahe dasselbe Witthum, das er ihr bey seiner Verheirathung ausgesetzt hatte.

Friedrich war sichtbar erschüttert, nachdem er diese Verordnungen gelesen, Thränen drangen aus seinen Augen, er legte das Blatt hin, erhob sich, und schritt rasch ans Fenster, um diese unwillkommenen Zeugen seiner Rührung zu verbergen. Rudolph hatte sie doch bemerkt, und sie hatten die Achtung, welche das ganze Betragen des Herzogs ihm eingeflößt, sehr vermehrt. Nach einer Weile näherte sich Friedrich wieder — Dieser Pottendorfer war ein sehr guter, edler Mensch, sagte er mit schöner Rührung: Es wird mir heilige Pflicht seyn, seinen letzten Willen gewissenhaft zu vollziehen. Ich danke ihm, daß er mir durch seine Übersendung Vertrauen bewiesen, und daß er mir eure Bekanntschaft verschafft hat. Aber nun laßt mich weiter hören, durch welchen trau-

rigen Zufall ich den treuesten Diener verloren habe.

Rudolph erzählte von der mörderischen Schlacht, von der großen Überzahl der Feinde, von einigen Übereilungen, die sich die Kreuzritter zu Schulden kommen lassen, und wie schnell jene sie benützt, und bald Verwirrung bald Unordnung ins christliche Heer gebracht, wie vergebens der böhmische Prinz Ottokar, unter dessen Fahnen der Graf von Habsburg an jenem Tage gestritten, so wie der Bischof Bruno von Ollmütz gestrebt, diese Fehler zu verbessern, aber nichts mehr bewirkt hatten, als den Rückzug einiger Haufen zu decken. Der größte Theil des Kreuzheeres war aufgerieben, die Preußen blieben Meister des Schlachtfeldes, und von jener Schaar, welche Ulrich befehligte, und die mitten in das fürchterlichste Gedränge gerathen war, hatten nur ein Paar Verwundete sich gerettet, welche die Nachricht von dem Tode ihrer Gefährten und von dem Heldenmuthe brachten, mit welchem Pottendorf bis zum letzten Athemzuge sich gegen die Feinde vertheidigt.

Graf Rudolph hatte seinen Bericht geendigt, der Herzog blieb lange in düstre Gedanken versenkt, dann sagte er finster: Ich habe ein Un-

recht gehabt gegen diesen Pottendorf — er ist gestorben, ohne daß ich es gut habe machen können, und er hat mich schwerer dadurch gestraft, als wenn er mich zum Gottesgerichtskampfe gefordert hätte — den ich ihm auch nicht verweigert haben würde.

Darf ich sagen, was ich denke, nahm Rudolph bescheiden das Wort, so glaube ich zwar erstlich nicht, daß mein guter treuer Ulrich je auch nur dem geringsten Unmuth gegen euch Raum in seiner Brust gegeben habe —

Friedrich wiegte finster verneinend das Haupt, aber er antwortete nicht.

„Und sollte das wirklich auf Augenblicke so gewesen seyn, so sieht er ja jetzt vom Himmel herab, zu dem sich seine reine Seele gewiß sogleich geschwungen hat, eure Gesinnungen, gnädigster Herr, und das edelmüthige Geständniß, welches ihr so eben abgelegt, muß seinem verklärten Geiste gewiß die schönste Genugthuung seyn, die er sich nur wünschen konnte.“

Ich hoffe zu Gott, daß ihr Recht habt, erwiederte Friedrich nach einigem Nachsinnen: Wie es aber immer sey, ihr seyd ein wackerer Mann, Herr Graf, und werth, der Freund unsers Verstorbenen gewesen zu seyn. Doch laßt uns jetzt

von Anderm sprechen. Ihr kommt von Wien? Was sagt man da über mich?

Rudolph antwortete in allgemeinen Ausdrücken. Friedrich ließ sich bald in nähere Auseinandersetzungen ein, er zeigte, daß er aufs genaueste von Allem unterrichtet sey, was in Wien vorging, daß er des Kaisers Absichten, das Treiben der Wiener, die Denkart seines Adels und die wachsenden Hoffnungen, welche sich auf die allmählich veränderte Stimmung des Volkes und der Ritter bauen ließen, wohl zu würdigen wisse. Seht, Herr Graf! so endigte er seine lebhafte Rede: Ich bin jetzt ein blutarmer Fürst; diese kleine Neustadt, Linz, das mein braver Preußel wacker gegen die Bayern hält, und ein Paar Burgen sind Alles, was ich von zwey großen Ländern, von dem ganzen Erbe meiner Väter mein nennen kann. Dennoch steht mein Sinn fest. Ich wanke und weiche nicht, in keinem Stücke, weder dem Kaiser noch meinen stolzen Ständen. Will der Kaiser meine Unterwerfung haben, so komme er, sie selbst an den Wällen dieser treuen Stadt zu hohlen. Nur wenn er diese bezwungen, und mir mit meinem letzten Athemzuge auch mein Schwert entrissen haben wird, dann soll er mit meiner Leiche und dem unglücklichen Lande ma-

chen, was er will und darf. Und nun lebt wohl, Herr Graf! Ihr habt Aufträge an meine Schwester, wie ich gehört habe. Geht hinüber zu ihr, es wird sie freuen, wie es mich gefreuet hat, euch kennen zu lernen. Er winkte entlassend mit der Hand, Rudolph verbeugte sich und ging, und die gute Meinung, die er schon in Wien von des Herzogs Gesinnung gefaßt, hatte sich durch diese Unterredung zu begeisterter Zuneigung gesteigert.

Mit diesen Gefühlen verließ er ihn, wartete sodann der Königinn auf, deren zarter, von Gram abgestreifter Jugendreiz, so wie ihr milder Geist ihn ungemein anzog, brachte ihr des Kaisers Aufforderung, ihn in Wien zu besuchen, und suchte, da dieser Gedanke Margarethen aufs höchste zuwider schien, ihr die Ansicht ans Herz zu legen, daß sie vielleicht, bey des Kaisers gütiger Meinung von ihr, vortheilhaft für ihren Bruder wirken und Vieles zur Beylegung dieser unseligen Zwistigkeiten thun könnte. Margarethe versprach dem Grafen, seinen Rath zu erwägen, und er erbath sich die Erlaubniß, noch einen Tag in der Neustadt verweilen zu dürfen, um des Glückes theilhaft zu werden, der Königinn, wenn sie gesonnen wäre, nach Wien

zu gehen, sein Geleit ergebenst anzubiethen. Das gefiel Margarethen, sie hieß ihn freundlich warten, und versprach ihm morgen Antwort. Noch denselben Tag wollte sie mit Friedrich über die Einladung, die ihr Schwiegervater ihr durch den Habsburger gesendet, sprechen. Sie hatte im Stillen über des jungen Schweizers Rath nachgesonnen, er hatte ihr einzuleuchten angefangen, sie theilte vorsichtig und milde ihrem Bruder diese Ansichten mit. Er begriff, daß Margarethens Vermittelung, bey des Kaisers guter Meinung für sie, ihm vielleicht nützlich seyn könnte, er willigte endlich ein. Geh' hin, sagte er düster, und werde, wenn es möglich ist, mein Friedensengel. Daß dich der Habsburg geleiten will, ist von großem Werthe für mich. Aber komm bald wieder, denn du weißt ja, daß du mir jetzt Alles bist.

So wurde denn Margarethens Fahrt nach Wien beschlossen. Graf Rudolph fühlte sich geehrt durch die Erlaubniß, sie geleiten zu dürfen; außerdem gab ihr des Bruders Sorgfalt noch einige Ritter und ein hinreichendes Gefolge von bewaffneten Reisigen mit, und so erreichte sie wohlbehalten die Hauptstadt.

Der Empfang der Königinn am Hofe ihres Schwiegervaters war so achtungsvoll, als sie es nur immer wünschen konnte. Auch ihr Begleiter war mit ausgezeichneter Huld aufgenommen und freundlich aufgefordert worden, sich noch einige Zeit in Wien aufzuhalten. Doch Graf Rudolphs Sinn stand nach dem geliebten Vaterlande, von dem er schon so lange Zeit entfernt gewesen. Er benutzte aber noch die kurze Zeit seiner Anwesenheit, um dem Kaiser, der sich genau nach allen Umständen seiner Unterredung mit dem geächteten Herzoge in der Neustadt erkundigte, einen getreuen Bericht abzustatten, und die Achtung, welche Friedrich's Betragen ihm eingeflößt, auch dessen erhabenem Gegner mitzutheilen. Dann beurlaubte er sich von diesem und der Königinn, die ihn nicht ohne Rührung entließ, und ihm auftrug, wenn einst glücklichere Tage für Österreich gekommen seyn würden, ihren Bruder wieder zu besuchen. Rudolph versprach es, er äußerte seine warmen Wünsche für den Herzog, für das Land, das ihm in der kurzen Zeit, wo er es bewohnt, lieb geworden war, und weder er, noch Margarethe ahneten, daß nach langen stürmischen und unglücksvollen Jahren er von der Vor=

sicht bestimmt war, schönere Tage des Friedens und der Ruhe über Österreich heraufzuführen.

In Neustadt hatte Margarethe nicht ohne Grund gefürchtet, sich in dem Geräusche und Freudentaumel an ihres Schwiegervaters prächtigem Hofe nicht an ihrem Platze zu finden, und diese Besorgniß war zuweilen der Gegenstand ihrer Unterredungen mit Graf Rudolph während der kleinen Reise gewesen. Sie fand alles anders. Kaiser Friedrich hatte mit Sinn für das Schickliche und mit Schonung für Margarethen mitten in dem Glanze und der Fröhlichkeit seiner Hofhaltung die ernste Würde, welche die Witwe des Königs der Deutschen umgeben mußte, für seine Schwiegertochter herzustellen und ihr jene Abgeschiedenheit von den übrigen lauten Umgebungen zu bewahren gewußt, die ihr ziemte. Er selbst begegnete ihr achtungsvoll, und manchmahl glaubte sie einen Strahl väterlicher Wehmuth und einer wärmeren Theilnahme für die Witwe des verirrten und doch geliebten Sohnes durch die Hoheit und den Ernst, der den ersten Monarchen der Christenheit umgab, blitzen zu sehen. Sie baute stille Hoffnungen darauf — sie hielt sich an dem Glauben fest, daß wahrhaft edle Gemüther sich nicht immer mißverstehen kön-

nen, und daß verdiente und bewahrte gegenseitige Achtung der schönste Boden ist, in welchem die zarten Pflanzen des Zutrauens, des Wohlwollens und der Versöhnung gedeihen. So richtete sie ihr Betragen klug nach dem ihres Schwiegervaters, wußte zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen, und sah nach einigen Tagen mit geheimer Zufriedenheit, daß des Kaisers Urtheile über ihren Bruder minder hart und schneidend klangen.

Es hatte sich auch im Lande umher Vieles verändert, was Einfluß auf des Kaisers Ansichten von der Lage der Dinge haben konnte. Gar Manche der mächtigern oder kleinern Landesherrn, durch die Plackereyen der fremden Schaaren ermüdet oder erboßt, hatten angefangen einzusehen, daß sie in ihrem ungeduldigen Grolle gegen ihren Herzog zu weit gegangen waren, und sich in noch üblere Händel verwickelt hatten. In Andern, Bessern erwachte die alte Liebe zu dem angestammten Herrscherhause. Das Volk hatte stets treu dem alten Herrn angehangen. Vor allen waren seine Krieger, die er fast immer zu Siegen geführt, ihm ergeben, aber die Wünsche dieser beyden Classen waren in jenen Tagen der Rachlust und Verwirrung nicht gehört worden.

Nun durften aber auch sie sich vernehmen lassen, und von allen Seiten erhoben sich immer lautere Stimmen, die die alte Ordnung der Dinge, und des Herzogs zwar strenges aber glorreiches und gerechtes Regiment zurück wünschten. Bey Manchen sprach dieser Wunsch sich in Thaten aus, nach und nach ließen immer mehrere der Lehensmänner des Herzogs ihm ihre Dienste anbiethen, und um die Erlaubniß ersuchen, mit ihren Bannern zu seinen Schaaren zu stoßen. Nur mit strenger Vorsicht, und unter den nöthigen Sicherheitsmaßregeln wurde es ihnen vergönnt; dennoch mehrte sich das getreue Heer Herzog Friedrichs täglich durch neue Haufen, und fast einer der ersten, die in Neustadt einritten, war Ritter Conrad von Rauheneck, dem, seit er bey den Wahlfeyerlichkeiten in Wien gewesen, die Liebe und Sehnsucht nach seinem alten Herrn keine Ruhe mehr gelassen hatte.

Das alles wußte und beurtheilte Kaiser Friedrich sehr richtig, und es leitete ihn eben sowohl in seinen Maßregeln, als die veränderte Meinung, die er, seit er in Österreich war, von des Herzogs Gesinnung und seinem frühern Verfahren theils durch seinen eigenen Scharfblick, theils durch Graf Rudolphs und Margarethens Äuße-

rungen gewonnen hatte. Aber noch war sein Entschluß nicht festgestellt, als die Unruhen in Italien aufs neue losbrachen, der Nahme der Welfen und Waiblinger überall die Flamme des Kriegs entzündete, und das alte Mißtrauen zwischen dem Kaiser und Papste, das kaum vorher durch Verträge und die persönliche Zusammenkunft in Anagni beschwichtiget worden war, in seiner vorigen Stärke erwachte. Die lombardischen Städte verweigerten jeden Gehorsam, und hielten keine der Friedensbedingnisse; Ezzelino da Romano in Ober-Italien, die Frangepani im römischen Gebiethe erhoben laut und mächtig die Waffen für den Kaiser, und seine persönliche Gegenwart wurde zur Beylegung dieser Stürme unumgänglich nothwendig. Ehe es also Margarethens und vieler Gutgesinnten Bestrebungen gelungen war, die Aussöhnung zwischen dem Kaiser und Herzoge zu bewirken, ehe jener noch alle die Geschäfte, die er für Österreich und Deutschland nöthig erachtete, geordnet hatte, zwang ihn die gebietherische Nothwendigkeit, an seine Abreise von Wien zu denken, um Italien so schnell als möglich zu erreichen.

Frangepani hatte die Kühnheit wirklich gehabt, sich Margarethen auf eine Weise zu nähern,

die ihr seine früheren Beziehungen zu ihm ins Gedächtniß zurückrufen, und sie vorbereiten sollten, ihn über kurz oder lang als einen wirklichen Freyer auftreten zu sehen. Sie wies ihn mit der größten Strenge, und mit aller der Würde zurück, die ihr als Witwe des römischen Königs und als Herzoginn von Österreich zukam. Aber er gab seinen Plan nicht sobald auf, er verfolgte sie mit seinen Huldigungen, erklärte sich ohne ihre Einwilligung zu ihrem Ritter, trug ihre Farben, machte diese durch seine Gewandtheit und Tapferkeit in manchem Stechen, das des Kaisers Anwesenheit in Wien verherrlichte, siegen, und trieb dieses kühne Spiel so weit, daß endlich die Königinn es nothwendig fand, sich bey dem Kaiser darüber zu beklagen, und sich zu erkundigen, ob dieß Alles vielleicht mit seinem Willen oder auf sein Gutheißen geschehe? Friedrich, der von den frühern Verhältnissen nichts wußte, hatte Frangepani's Betragen gegen Margarethen für nichts als eine gewöhnliche Rittersitte eines tapfern Mannes gegen eine hohe und schöne Frau gehalten. Er erstaunte, als er aus dem Munde seiner Schwiegertochter vernahm, daß hier ernstlichere Absichten zum Grunde lägen, und es leuchtete ihm auf der Stelle die Möglichkeit ein, daß der

ehrgeizige Vasall eine kühne Hoffnung nähren mochte, durch Margarethen, des geächteten Herzogs älteste Schwester, sich einen Anspruch auf das nun eröffnete Reichslehen Österreich zu verschaffen. Bestimmt und kurz schnitt er alle diese Plane und Bestrebungen durch, die Tochter seines Vetters, die Witwe seines Sohns, die so lange die Krone der deutschen Königinnen getragen, konnte keine Braut für den Lehensmann des Königs von Ungarn seyn. Er sprach sehr ernst mit Frangepani, und schickte ihn ohne weiters als Bothen nach Italien an Ezzelino voraus, ließ die Königinn nach einem freundlichen Abschiede durch einen der vorzüglichsten Männer seines Hofes, den Hochmeister des deutschen Ordens, Gottfried von Salza, bis in die Neustadt geleiten, und brach dann, nachdem er dem gebornen Herzoge von Meran, Ekbert, Bischof von Bamberg, Agnesens Oheim, und somit einem nahen Verwandten des geächteten Herzogs, die Obhuth der Stadt Wien und des Landes anvertraut hatte, mit seinem ganzen zahlreichen Hofstaate, und vielen deutschen Fürsten nach Speyer auf, um seinem Sohne Konrad dort die ihm bereits bestimmte Krone aufsetzen zu lassen. Von Speyer ging er dann rasch über die Alpen, und stürzte

sich von neuem in jenes Meer feindseliger Kräfte, das damahls ganz Italien von der untersten Spitze bis zu den Alpen herauf stürmisch bewegte.

Friedrich von Österreich vernahm von seiner Schwester ausführlich, was er während ihres Aufenthaltes in Wien unbestimmt und minder verläßlich bereits durch ab- und zugehende Reisende erfahren hatte, und es gab ihm freundliche Hoffnungen, und die beruhigende Zuversicht, daß seine Standhaftigkeit ihr Ziel nicht verfehlen werde. Von Tag zu Tag mehrten sich seine Schaaren, und er erwartete nur noch die Ankunft des Grafen von Bogen, der ihm einen beträchtlichen Haufen zuzuführen versprochen hatte, so wie eine etwas gelindere Jahreszeit, um wieder im Felde zu erscheinen, und sein rechtmäßiges Erbe den Feinden abzukämpfen.

Bischof Ekbert von Bamberg war ein überaus tapferer, und in jeder kriegerischen Kunst erfahrner Herr. An ihm, dem erzürnten Oheime seiner Gemahlinn würde Friedrich einen Gegner gefunden haben, dessen Widerstand ihm den Sieg schwer gemacht haben würde. Aber die Vorsicht schien jetzt überall freundlichere Hoffnungssterne aufgehen zu lassen, und die Pfade, die den vielgeprüften Fürsten an sein Ziel führten, zu eb-

nen. Der Bischof erkrankte in Wien bald nach des Kaisers Abreise, starb, wurde im Schottenkloster begraben, und der Burggraf von Nürnberg von den übrigen Fürsten an des verstorbenen Ekberts Stelle erwählt. Dieser brannte von stolzer Begierde, den geächteten Herzog, dessen geringe Macht er verachtete, mit Einem Streiche zu vernichten, und somit die ganze Fehde glorreich zu enden. Er rüstete die Schaaren, die vom Kaiser unter den Befehl des Statthalters gestellt waren, berief noch die Bischöfe von Passau und Freysingen zu sich, und rückte mit diesem Heere aus Wien gegen das nahe Neustadt, um Friedrich in demselben zu überfallen. Mit Erstaunen und Bestürzung traf er auf dem sogenannten Steinfelde, der weiten Ebene, die sich vor jener Stadt ausbreitet, den Herzog an der Spitze eines bedeutenden Heeres. Begeistert von dem Gefühle neu erwachter Liebe und Treue gegen den angestammten Fürsten, belebt durch seine freudige Sieges-Zuversicht, und stolz darauf, wieder unter dem weiß und rothen Banner zu streiten, griffen sie des Kaisers Söldner und die Schaaren der Bischöfler an, die ihnen an Zahl weit überlegen waren. Aber der Geist, der sie beseelte, glich dieses Mißverhältniß aus. Die kaiserlichen

Schaaren wurden nach kurzem Gefechte geschlagen, zersprengt, und beyde Bischöfe fielen in die Macht des Siegers. Dieser glückliche Ausgang des ersten Treffens gestaltete Alles plötzlich im Lande um. Eine Burg nach der andern ergab sich, die abtrünnigen Landherren unterwarfen sich der Gnade des Herzogs, er trieb die Böhmen, welche bereits über die Donau gedrungen waren, in ihre Marken zurück, ein Haufen kaiserlicher Truppen, der noch in der Steyermark stand, wurde ebenfalls von ihm geschlagen, die übrigen zogen sich zurück, und räumten das Land. Preußler hatte Linz ohnedieß behauptet, er fand es jetzt möglich, auch jene Gegenden von den Feinden, die sie besetzt hielten, zu reinigen. Von allen Seiten lächelte dem tiefgekränkten Herzoge das Glück; nur Wien allein widerstand noch. Der Herzog ließ die Stadt auffordern, zum Gehorsam zurück zu kehren, sie weigerte sich dessen als eine unmittelbare Reichsstadt, die nur vom Kaiser allein Befehle zu empfangen hat. Da erschien der Herzog mit seinem ganzen Heere vor ihren Mauern, und verlangte die Öffnung der Thore; wo nicht, so würde er sie mit Gewalt sprengen. Die Wiener trotzten auf ihre festen Wälle, ihre zahlreiche, wehrhafte Bürgerschaft, ihre wohl-

versehenen Rüsthäuser. Sie wollten es auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen, und schlugen dem Herzoge muthig sein Begehren ab. Nun fing er an, sie eng und enger zu umlagern, und mit Wurfgeschütz zu ängstigen. Zugleich schnitt er alle Zufuhr ab, und da der Widerstand der Bürger eben so hartnäckig war, als der Angriff des Herzogs heftig, so dauerte die Belagerung eine ziemliche Weile, während welcher nach und nach die Lebensbedürfnisse zu fehlen, und der Mangel in allen seinen schrecklichen Gestalten in dieser ihm so fremden Stadt sich blicken ließ. Endlich sahen sich Bürger und Rathsherrn doch dahin gebracht, wohin sie nie zu kommen dachten, zu der Nothwendigkeit, sich der Gnade des Herzogs zu übergeben, und von dem mit Recht erzürnten und tiefbeleidigten Fürsten die Entscheidung ihres Schicksals zu erwarten. 7)

Eines der lange geschlossenen Thore öffnete sich, eine bleiche, abgezehrte Schaar, deren stattliche Gewänder, goldene Ketten und schöne Pelz-Schauben der eingefallenen Gesichter, der gebeugten Gestalten zu spotten schienen, schwankte daraus hervor, und sandte einen Herold ins herzogliche Lager, um den Reuigen Gehör zu erbitten, und sich der Gnade des Herzogs zu überge-

ben. Er ließ sie kommen; von seinen treuen Lehensmännern, von den gefangenen Bischöfen und Rittern des Executionsheers umgeben, erwartete er sie. Sie nahten zitternd, aufs Ärgste gefaßt; ihr Anblick, die Spuren ausgestandenen Elends und der Angst, die auf ihren Gesichtern lag, entwaffneten des Herzogs Grimm. Viel gnädiger, als sie es erwartet hatten, redete er sie an. Er führte ihnen zu Gemüthe, was sein Vater für sie gethan, wie schlecht sie dem Sohne gelohnt; er verlangte endlich, daß sie dem Freybriefe, den ihnen der Kaiser gegeben, entsagen, und wieder als seine ihm unterthänige Stadt zum Gehorsam zurückkehren sollten. Erstaunt, zitternd, kaum ihren Ohren trauend, hörten sie diese unerwartet gelinden Bedingungen, sie, die auf Gefängniß, Tod und ausgesuchte Strafen von der Hand eines Herrn gefaßt waren, den sie jederzeit falsch beurtheilt, und in diesem Sinne sich undankbar und trotzig gegen ihn benommen hatten. Weinend stürzten sie zu seinen Füßen, die Worte versagten ihnen zum Dank, und durch keine Strenge, durch keine noch so schweren Züchtigungen hätte er eindringendere Rache an den Unglücklichen nehmen, oder sie von künftigen Vergehungen kräftiger zurückschrecken können.

Als die Wiener=Bürger ihren Dank und ihre tiefgefühlte Reue ausgeweint und ausgestammelt hatten, wandte der Herzog, der heute wie ein segnender Gott nur zum Beglücken da zu seyn schien, sich zu den gefangenen Fürsten und Rittern, befahl einem seiner Hofleute ihre Schwerter herzubringen, und indeß man sie ihnen überreichte, und die Froherstaunten sie an ihre Seite befestigten, sagte er: Fern sey es von mir, nachdem mich Gott so wunderbar durch glücklichen Fortgang meiner Waffen gesegnet hat, noch länger Groll oder Feindschaft gegen Jemand zu nähren. Ihr seyd frey von diesem Augenblicke an; kehret zu eurem und meinem Herrn, dem Kaiser, zurück, sagt ihm, was hier vorgegangen, daß der Fürst von Österreich sich keines seiner Rechte nehmen läßt, daß er aber eben so bereit ist, seinen Feinden zu verzeihen, als sie zu besiegen, und daß er nichts sehnlicher wünsche, als die Irrungen, die noch zwischen Seiner kaiserlichen Majestät und ihm walten, aufs baldigste ausgeglichen zu sehen.

Dafür segnet euch auch Gott, und wird euch auch ferner segnen, sprach der Bischof Rüdiger von Passau, indem er zu dem Herzoge trat, und ihm traulich die Hand schüttelte: Glaubt mir, Herr Herzog, es ist das gewöhnliche Loos der Herr=

scher, und ihr theilt es auch mit uns allen, daß die Dinge uns selten in ihrer wahren Gestalt gezeigt werden. So ist es gewiß auch zwischen dem Kaiser und euch, und ich zweifle keinen Augenblick, daß diese Irrungen aufhören werden, so wie sie nie angefangen hätten, wenn ihr und Friedrich von Hohenstaufen einander klar und nahe erkannt hättet.

Das nächste Geschäft Herzog Friedrichs war nun, für die Erquickung und Erhohlung der unglücklichen Einwohner der Stadt zu sorgen; dann lud er alle, die um ihn versammelt waren, zu einem prächtigen Bankette, das ein Paar Tage darauf als Sieges- und Friedensfeyer in Neustadt gehalten wurde. Hierauf beurlaubten sich die freygegebenen Herren und Ritter bey ihm, jeder kehrte zu seinem Geschäfte oder an seinen Wohnort zurück, und auch in Wien, Österreich, Steyermark trat allmählich die alte Ordnung, der vorige behagliche Zustand der Dinge wieder ein, wie er vor diesen unglücklichen Jahren des Kampfes gewesen war.

Herzog Friedrich hatte der Welt und seinen Unterthanen gezeigt, welche Kraft und welche Festigkeit in ihm wohne; aber er hatte auch durch Unglück und Widerwärtigkeit gelernt, den allzu

stolzen Sinn zu mäßigen, und Gnade für strenges Recht ergehen zu lassen.

Bischof Rüdiger war von Wien sogleich zum Kaiser nach Italien gereiset. Ihm hatte der junge, tapfere, edelmüthige Herzog gar zu wohl gefallen, und er war eifrig beflissen, das, worum er ihn in jener schönen Stunde gebethen, wo er ihm die Freyheit und seinen rebellischen Unterthanen väterliche Verzeihung schenkte, nach Möglichkeit zu erfüllen, dem Kaiser richtigere, das ist bessere Begriffe von Herzog Friedrich beyzubringen, und somit an ihrer Aussöhnung zu arbeiten.

---

Den ganzen Winter hindurch, jene lange Zeit, wo Friedrich sich in Neustadt eingeschlossen hielt, hatte Melisende, nach der uns umzusehen wieder Pflicht wird, auf Schloß Starhemberg unter sehr wechselnden aber selten angenehmen Empfindungen zugebracht. Der Befehl, welchen ihr Wolfger von Perau, des Herzogs Leibdiener, in seinem Nahmen gebracht, die Burg, was auch für Nachrichten oder Ereignisse kommen möchten, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß nicht zu verlassen, war ein Donnerschlag für sie gewesen. Er zeigte ihr deutlich, was ihr schon längst wie ein

dunkler Schatten böser Ahnung erschienen, aber von ihrem muthigen Geiste immer verworfen worden war — er zeigte ihr, daß sie jene Macht nicht über des Herzogs Gemüth besitze, mit der ihr oft selige Augenblicke verliebter Tändeley oder trunkne Leidenschaftlichkeit geschmeichelt hatten. Daß dieß das Werk der Königinn sey, war ihr sogleich ausgemacht, und jene Mißgunst, mit der sie die mackellose, vom Herzoge mit so vielem Rechte geliebte Schwester stets betrachtet hatte, fachte sich nun in ihrer gekränkten Seele zu einer Art von wüthender Eifersucht an. Indessen waren die Executionsschaaren in Österreich eingerückt, Leiden und Bedrückungen, Jammer und Klagen aller Art erhoben sich im Lande. Gefahren lauerten auf allen Wegen. Melisende, die Muth zu vielen Dingen, aber auch eine außerordentliche Liebe zum Leben hatte, fühlte sich eingeschüchtert, wagte es nicht, den Umkreis der festen Mauern zu verlassen, und gab alle Entwürfe auf, die sie früher gefaßt hatte, um sich Friedrichen zu nähern, und die Herrschaft, welche nach ihrer Meinung Margarethe über ihn übte, zu zerstören.

Spärliche Sonnenschimmer erhellten zuweilen ihre traurige Abgeschiedenheit. Einige Mahle im Laufe des Winters erschien Wolfger auf Star-

hemberg mit tausend herzlichen Grüßen und Aufträgen von seinem Herrn an seine edle Freundinn, mit Fragen nach ihren Wünschen, mit unumschränkter Vollmacht ihr zu gewähren, was sie außer der Freyheit, das Schloß zu verlassen, und nach Neustadt zu kommen, nur verlangen konnte. Melisende, die lange Einsamkeit, Entbehrung des Geliebten, Sorgen und Angst genügsam gemacht hatten, nahm jede solche Bothschaft, die sonst wohl ihrem Stolze wenig genügt haben würde, als eine Wohlthat auf. Als endlich des Kaisers Anwesenheit in Wien, und seine Anstalten, den friedlichen Verkehr auf den Straßen wieder hergestellt hatten, wagte Friedrich selbst einmahl, wiewohl verkleidet und mit höchster Vorsicht sich nach Starhemberg, um die Verlassene nach so langer Trennung wieder zu sehen. Da war sie außer sich vor Freude und Entzücken. Ihre leidenschaftliche Heftigkeit theilte sich dem Herzoge mit. Er sah das schöne Weib, bleich, von Sorge und Trauer verblühet, und es war die Sorge um ihn, die Trauer, von ihm getrennt zu seyn! Verliebter, als vorher, schied er von ihr, und noch eine Weile klangen die Gefühle, die dieser Besuch in ihm geweckt, in seinem Herzen nach, bis sie unter dem sanften Einflusse von

Margarethens Umgang, und unter den wichtigen Sorgen für sein Land verhallten.

Es war wieder sehr einsam um Melisenden geworden. Wolfger erschien wohl ein Paarmahl, den Herzog hielten, wie er sagte, wichtige Geschäfte und eine düstre Verstimmung in Neustadt zurück. Sie mußte sich in diese schmerzlichen Entbehrungen ergeben, sie hatte ja schon einmahl einen eben so traurigen Winter in Krumau verlebt, und es war ihr nur zweifelhaft, welcher von beyden ihr schmerzlicher gewesen, da sie damahls, wie jetzt, von Friedrich getrennt war, und die Furcht vor Pottendorfs Drohungen der Angst, in der sie jetzt schwebte, vielleicht gleich kam. Seltsam und unheimlich ergriff sie jedesmahl der Gedanke an jene Epoche und an den hochbeleidigten Gemahl, von dem sie in der langen Zeit, seit er Österreich verlassen, auch keinen Laut mehr vernommen hatte. Oft schreckte sein Bild, die Gefahren, denen er ausgesetzt war, sie Nachts aus ihren Träumen empor, und trotz aller Scheingründe, die ihr Verstand hervorzusuchen wußte, gelang es ihr nur selten, die herben Rügen ihres Gewissens zu betäuben.

Es war ein stürmischer Abend im Beginne des Februars; den ganzen Tag über hatte es be-

reits stark gethaut, und der Schnee, der dicht und hoch ringsum auf der Landschaft lag, war unter den Strahlen der schon kräftigern Sonne weich geworden. Gegen Abend trieb ein heftiger Südwind, der sich aus den Schluchten der steyermärkischen Berge losgerissen hatte, dichtes Gewölk am Horizont herauf und bedeckte bald das heitere Blau mit trübem grauen Flor, hinter welchem der Mond, der am Himmel stand, nicht sichtbar wurde, obgleich sein Licht der gänzlichen Finsterniß wehrte und eine zweifelhafte Dämmerung über die Gegend verbreitete. Jetzt erschlossen sich die Wolken — warme Regenströme stürzten herab, sie und der heftige Thauwind löseten oder brachen alle Bande und Decken, die der Frost über Wiesen, Bäche und Straßen gelegt, und die ganze Natur schien sich in dieser Sturmnacht in laue Wärme und Wasser aufzulösen. Der Wind heulte durch die Schluchten der Berge und rasselte in den Tannenwäldern, die sich knarrend vor seiner Gewalt beugten, und die Schneelasten, die auf ihren Häuptern lagen, hinab in die Tiefe schüttelten. Alle Augenblicke donnerte solch eine Masse über die Felsen hinab, dann sprang krachend das Eis des Gießbaches, und laut brauseten seine befreyeten Fluthen durch

das Thal hin, vermehrt und geschwellt durch die Bäche geschmolznen Schnees, welche von allen Seiten von Felsen und Anhöhen herab schäumend und tobend sich ins Thal ergossen. Es war eine furchtbare Nacht, und der Regen, der in Strömen fiel, vielleicht noch die geringste Beschwerde, die einen Wandrer treffen konnte, den der Sturm gerade auf dem Wege überfallen. Melisende stand ängstlich am Fenster ihres einsamen Zimmers auf Starhemberg und fühlte sich in diesem Aufruhr der Natur unter dem Geheule des Windes, dem Gekrach der Wälder, den hinabdonnernden Schneelasten, bänger und verlassener als je. Tausend Schreckbilder möglicher Gefahren, wenn diese Wasserströme die Grundfesten der Mauern untergrüben, wenn der plötzlich gelösete Schnee von den hohen Thurmzinnen herabstürzen und die niedrigern Mauern zerschmettern sollte, wenn Feuer in den ärmlichen Hütten des Dorfes entstünde, das sich am Fuße des Berges herumzog, und der gewaltige Sturm das brennende Stroh der Dächer herumtrüge, bis auf die Zinnen der Burg — alle diese Möglichkeiten, so unwahrscheinlich, ja so thöricht sie waren, fanden Eingang in ihr aufgeschrecktes Gemüth, das ohnedieß durch Erinnerungen,

Gewissensrügen und rastlose Entwürfe gequält und zerrissen war. Da kam es ihr vor, als sähe sie unten im Thale, wo die Straße gegen die Burg führte, einen dunklen Schatten wanken. Sollte das ein Mensch seyn — ein verirrter Wanderer? Oder spiegelte ihre beunruhigte Phantasie ihr Schreckbilder vor? Gehörte diese Gestalt der Erde nicht an? Denn war es wohl zu glauben, daß ein Mensch sich in einer solchen Nacht den empörten Elementen bloß stellen würde? — Indeß kam die Gestalt näher, und verschwand hinter dem Felsen, um welchen der Weg sich bog. Nicht lange, so tönte das Horn des Wächters über dem Thore, und Melisende fuhr unwillkührlich zusammen, denn der dunkle Wanderer war nun am Schlosse. Als Niemand kam, ihr Nachricht zu bringen, rief sie einer ihrer Zofen, und sandte sie hinab ins Wachzimmer am Thorbogen, zu fragen, ob Jemand in die Burg eingelassen worden und wer? Die Dirne kam in einer Weile zurück. Es war ein Barfüssermönch gekommen, den das Unwetter auf dem Wege überfallen, und der nun unten in der Halle das triefende Gewand am Feuer trocknen lasse, um sich, wenn sein Anzug hergestellt seyn würde, Zutritt und Gehör bey der Frau von Pottendorf zu erbitten.

Bey mir? ein Mönch? rief Melisende bestürzt: Ich mag ihn nicht sprechen! Was kann er wollen?

„Ich weiß nicht.“

Hast du ihn gesehen?

„Ja wohl.“

Wie sieht er aus?

„Übel, gnädige Frau, todtenbleich und abgezehrt. Das Unwetter mag ihn wohl so arg mitgenommen haben, denn es scheint ein junger Mensch zu seyn, der vielleicht nicht daran gewohnt ist.“

Wie immer! Ich mag ihn nicht sprechen. Es wird ohnedieß nur auf ein Almosen abgesehen seyn für seine armen Heiligen; ich kenne die Weise dieser armen Bettelmönche. Da, gib ihm das, und sag ihm, er solle meiner in seinem Gebethe gedenken.

Die Zofe ging, kam aber bald wieder. Der Mönch ließe im Nahmen des Klosters für die milde Gabe danken, er aber könnte von seiner Bitte nicht abstehen, und müsse die gnädige Frau durchaus sprechen.

Wie? rief Melisende erzürnt: Will mich der Mensch zwingen zu dem, was ich nicht will?

Durchaus nicht! Er soll sich nicht unterstehen, meine Schwelle zu überschreiten!

Bedenkt, gnädige Frau! erwiederte das Mädchen bescheiden aber dringend: Ein Mann Gottes, Einer aus dem strengen Orden des frommen Franciscus von Assisi! Die Leute sind ja alle schon bey lebendigem Leibe Heilige. Ach ihr könntet euch versündigen. Erlaubt doch gütigst!

„Nimmermehr! Ich will ihn nicht sprechen. Geh' sogleich und sag' es ihm.“

Das Mädchen ging abermahl zögernd, kopfschüttelnd. Ihr kam der Befehl ihrer Gebietherinn wie eine Gotteslästerung vor, aber auch Melisende fühlte eine Art von Schauer. War es auch ein wirklicher Klostermann? Lauerte hier kein Betrug? Und wenn es ein frommer Geistlicher war, durfte sie wohl so hart mit ihm umgehen? Sie sann noch zweifelhaft nach, als die Zofe zum dritten Mahle kam.

Schon wieder! rief Melisende ungeduldig: Nun wie ists?

Der geistliche Herr hat euch eine wichtige Kunde zu bringen von euerm abwesenden Gemahl, dem Ritter Ulrich, und will sie keinem von uns anvertrauen.

War Melisende früher unheimlich von dem

ganzen Vorfalle ergriffen gewesen, so war sie es jetzt noch mehr, und der für sie entsetzlichste aller Gedanken: Wenn es Ulrich selbst wäre! faßte sie mit unnennbaren Schrecken. Der Mönch war jung, er sah aus, als wäre ihm sein Beruf noch ungewohnt, hatte das Mädchen gesagt. Melisende fing an, an allen Gliedern zu zittern, und in dem Augenblicke erscholl eine heisere Stimme vor der halbgeöffneten Thüre, an der die Zofe noch stand: Gelobt sey Jesus Christus! Darf ein armer Pilger eintreten?

Frau von Pottendorf sank ihrer selbst kaum bewußt auf einen Stuhl, das Mädchen rief: da ist er! und öffnete ehrerbiethig die Thüre. Ein Minorit trat ein, im schwarzen Unterkleide mit dem weißen Strick um die Lenden gegürtet, den Mantel hatte er, weil er durchnäßt war, unten gelassen; aber ein Blick auf diese unansehnliche Gestalt, das düstere Gesicht, die buschigen Augenbraunen, das umschorene Haupt, überzeugten Melisenden, daß ihre größte Angst eitel gewesen sey. Das war keine Gestalt, wie Ulrichs, dennoch kamen ihr die Züge nicht unbekannt vor; sie erhob sich, und ging dem Geistlichen entgegen. Trotz alles ihres Unwillens, ihn zu sehen, und des Schreckens, den er ihr eingeflößt, zwang die

ernste Würde seiner Erscheinung sie zur Ehrfurcht. In Ewigkeit, erwiederte sie anständig mit der gewöhnlichen Formel: Seyd mir willkommen, geistlicher Herr, und laßt mich hören, was ihr von mir verlangt.

Verlangen? Von euch? Wahrlich nichts, als das, was ihr mir doch nicht geben werdet — eure Reue und Besserung, erwiederte der Mönch mit strengem Tone: Übrigens komme ich, euch eine Bothschaft zu bringen.

Melisende hatte während der letzten Reden den Mönch beleidigt und scharf angesehen. Auf einmahl rief sie betroffen aus: Herr von Frangepani! Wahrhaftig, ihr seyds!

Ich war es, antwortete gelassen der Minorit: Man hieß mich so, als ich noch in den Stricken der Knechtschaft dieser Welt lag. Nun bin ich unter Gottes Beystand frey geworden, und heiße Bruder Chrysostomus.

„Aber dieses rauhe Gewand, diese nackten Sohlen in diesem Wetter, auf dieser Reise —“

Dieß rauhe Gewand ist doch gelinder, als die Stacheln, mit denen ein unruhiges Gewissen uns von dem weichen Pfühl aufjagt, und Regen, Sturm und Unwetter, womit uns Gott heimsucht, können höchstens die Haut netzen,

die Kleider beflecken. Von innen bleibt alles ruhig und rein, wenn wir Frieden mit uns selbst haben.

Melisende schwieg abermahls verletzt, und versuchte es, der Unterredung eine andere Wendung zu geben. Sagt mir nur, Herr Ritter, oder Bruder Chrysostomus, verbesserte sie, als sie seine finstere Miene gewahrte, welche sonderbare Verkettung der Umstände euch auf den Entschluß brachte, allen Vorrechten, Bequemlichkeiten und Genüssen zu entsagen, die eure Geburt und euer Vermögen euch gewährte, um den mühseligen Stand eines Mönches aus so strengem Orden zu ergreifen? War es irgend ein Unglück, ein Verlust? —

O Verkehrtheit der Welt, o Blindheit der sündigen Menschen, rief der Geistliche heftig, indem er die Hände zusammenschlug: So muß es denn ein Unglück, eine Verzweiflung seyn, die euch auf den Pfad des Heils treibt? Das ist euer Unglück, daß ihr auf dem breiten Wege dahin taumelt, der euch ins Verderben führt; das ist euer Verlust, daß ihr an eurer Seele Schaden leidet. Mich aber hat Gott gewürdigt, noch zu rechter Zeit die Nichtigkeit aller Dinge, die mich schon lange anekelten, in ihrem vollen Lich-

te einzusehen. Ich habe sie für Kehricht gehalten, und weggeworfen, wie sie es verdienen, um nur Gott und dem Heile meiner Seele zu leben. Ich bin ihm nachgefolgt auf seinem strahlenden Pfade, dem hohen Vorbild unsers Ordens, dem seligen Franciscus von Assisi, zwar mit strauchelnden Schritten, von weitem und unbeachtet. Aber wenn ich auch nicht hoffen darf, dem Wundermanne von fern zu gleichen, so darf ich mir doch sagen: mein Wille ist rein, und mit Gottes Hülfe wird er auch stark bleiben.

Melisende hatte mit Erstaunen diese begeisterte Rede des sonst so stillen verschlossenen Mannes angehört, und so wenig ihr Sinn darnach war, den Inhalt derselben gut zu heißen, so fühlte sie sich doch unwillkührlich von der Lebhaftigkeit seines Vortrages, von der Größe seines Entschlußes, und selbst von der Kühnheit, mit der er zu ihr sprach, ergriffen. Ich bin weit entfernt, Herr Ritter, sagte sie, euern Entschluß tadeln zu wollen; daß er mich aber Wunder nimmt, das —

Könnt ihr Weltlinge denn die Welt ganz und gar nicht vergessen? fiel er ihr, aber ohne Heftigkeit, in die Rede: Ich habe keinen Titel mehr, und will keinen haben, als vor Gott. Indessen,

so wie nach dem, was ein heidnischer Schriftsteller sagt, nicht derjenige ein wahrer Weiser ist, der sich seines irdenen Geschirres mit eben der Freude bedient, als ob es Silber wäre, sondern derjenige, der auch das silberne nicht höher achtet, als Töpferwaare, so nennt mich, wie ihr wollt. Ich werde darum nicht besser vor den Menschen, und nicht schlechter vor Gott. Doch das Alles ist es nicht, warum ich hier bin, und was mich zu euch geführt.

„Solltet ihr wirklich um meinetwillen in dieser Witterung den Weg hierher gemacht haben?“

Wundert euch das so sehr? Der Heiland hat wohl mehr für uns gethan, als wir arme Menschen einer für den andern thun können. Ich habe Euch eine Nachricht zu bringen.

„So sagte meine Magd, von meinem entfernten Eheherrn. Doch, hochwürdiger Herr, ist es euch nicht gefällig, euch zu setzen?“

Sie both ihm einen Stuhl an der Flamme des Kamins. Er setzte sich ihr gegenüber; der Wiederschein des Feuers spielte um seine bleichen Züge, und vertiefte die scharfen Linien derselben noch mehr, die lichtblauen Augen blickten düster, und dabey durchdringend unter den überhängenden Braunen hervor. So betrachtete er sie eine Weile, ohne zu

sprechen, und diese lautlose Stille, dem seltsamen Gaste gegenüber, und nach allem, was heute schon auf ihre Stimmung gewirkt, regte ihr Innerstes immer mehr auf.

Euer Mann, Herr Ulrich von Pottendorf, ist todt! begann der Mönch jetzt mit seiner heisern Stimme eintönig und langsam, indem sein Auge fest auf Melisenden geheftet blieb.

Großer Gott! rief sie, und sprang vom Stuhle auf. Nein, Nein! es ist nicht wahr! setzte sie schnell hinzu: Ihr wollt mich nur schrecken; wie könntet ihr wissen?

Ulrich ist todt! wiederhohlte Frangepani in demselben Tone: Als Märterer für den Glauben, als Held im Kampfe für das heilige Kreuz ist er gefallen, und wenn es nicht Sünde wäre, Jemanden sein Heil zu beneiden, so könnte ich den Glücklichen darum neiden.

Diese bestimmten Umstände machten Melisenden dennoch stutzen. Zweifelnd und ängstlich blieb sie, einige Schritte von Frangepani entfernt stehen, und sah ihn an ohne zu reden.

Ihr Weltleute, begann er von neuem, betrachtet den Tod als ein Unglück, und so muß auch euch der eures Gemahls erscheinen. In dieses Unglück habt ihr ihn gejagt durch eure unziem-

liche Buhlschaft mit einem andern. Ihr habt sein treues Herz zerrissen, das nun fern vom Vaterlande in unchristlicher Erde vermodert. Ihr habt ihn von Haus und Hof, von dem Erbe seiner Väter getrieben. Ihr habt —

Haltet ein, rief Melisende aufs Äußerste gereizt durch diese Strafpredigt: Wer gibt euch das Recht, so mit mir zu sprechen?

Das Recht? rief Frangepani nun ebenfalls entrüstet, und stand gleichmäßig auf: Eure Sünden, eure Verkehrtheit, euer gottloser Wandel! Bessert euch, Melisende Lascaris, denn ihr verdient schon lange nicht mehr, den Nahmen des Ehrenmannes zu tragen, den ihr beschimpft habt. Bessert euch! rief er mit erhöhter furchtbarer Stimme und drohend erhobenem Arme, oder fürchtet die Strafe des Himmels, die für eure Vergehungen nicht ausbleiben wird.

Mit diesen Worten wandte er sich um, und wollte das Zimmer verlassen. Aber Melisende vertrat ihm den Weg. Nicht von der Stelle, rief sie heftig, bis ich weiß, wem ich diesen unwürdigen Auftritt danke, wer euch gesendet und befohlen, also mit mir zu sprechen?

Wer mich gesendet? antwortete Frangepani zürnend, indem er Melisenden finster ins Gesicht

blickte. Wer mich gesendet? wiederhohlte er mit erhobener Stimme und Hand: Der da oben, der Herzenskundige, der die Nieren durchforschet. Glaubt ihr denn, daß irgend eine menschliche Absicht über mich Macht hat, daß ich auch nur einen Finger bewegen würde, um einem Menschen, dem Wurme der Erde, zu gefallen? Meint ihr, daß etwas anders als der Wille Gottes, der uns befiehlt, an unsern Brüdern zu thun, wie wir wünschten, daß man uns thäte, mich hat vermögen können, an diesem Tage, in diesem Unwetter den Weg von Neustadt bis zu euch zu machen, um mit der Todesbothschaft an euer sündliches Herz zu klopfen, und zu versuchen, ob ich es der Zerknirschung und Buße öffnen könne?

Melisende trat erstarrt und bleich einen Schritt zurück. Was sie von diesem Manne bisher gesehen und gehört, was er, unläugbar ihretwegen unternommen, entkräftete jeden Verdacht einer fremden oder boshaften Absicht. Es stellte ihn viel höher in ihren Augen, aber in eben dem Maße mußte sie selbst in den ihrigen sinken. Der widerstrebende Stolz empörte sich gegen diese Erkenntniß; die Beschämung, diese peinliche Empfindung, bemächtigte sich ihrer; das aufgeschreckte Gewissen rief ihr Vorwürfe zu; Ulrichs Bild,

schöner als sie ihn je gesehen, aber bleich und blutig, blickte sie mit zürnenden brechenden Augen an. Ihre Sinne drohten zu vergehen, sie rang nach Fassung, nach Besinnung, sie hielt sich an dem Gesimse, an dem sie stand. Frangepani's düsterer durchdringender Blick heftete fest auf ihr. Er sah ihr Erbleichen, ihr Schwanken, ihr Zittern. So ists recht! rief er auf einmahl: So will Gott die Sünderinn sehen, und euer zerdrücktes, zerschmettertes Herz wird ihm ein köstliches Opfer seyn. Feyerlich nahte er sich ihr jetzt, legte die Hand auf ihr Haupt, und sagte mit dumpfem Tone: Hiermit segne ich euch zur Buße ein; thut Buße, bereut eure Vergehungen. Vielleicht verzeiht euch der erbarmende Gott! Er wandte sich zum zweyten Mahl, und verließ, von Melisenden ungehindert, das Zimmer, denn sie war nicht im Stande, ihn aufzuhalten.

Tief erschüttert, zerrissen in ihrem Innern, niedergeschmettert von seiner Nachricht, von seinem Benehmen, seinen Worten, sank sie jetzt auf einen Stuhl, und blieb in dumpfem Hinbrüten, keines deutlichen Gedankens, nur der qualvollsten Empfindungen sich bewußt, so lange auf demselben sitzen, bis die Zofe wieder ins Gemach ihrer Herrinn trat. Bestürzt sah das Mädchen im

dunkeln Zimmer die todtbleiche Gebietherinn mit starr geöffneten Augen regungslos am Kamine sitzen, dessen fast verglommenes Feuer nur ein ungewisses Licht durchs Zimmer verbreitete. Melisende hatte das Mädchen weder kommen gehört noch gesehen; als sie es plötzlich jetzt vor sich stehen sah, fuhr sie mit einem Schrey des Entsetzens vom Sessel auf, und erschreckte die Zofe eben so sehr, wie sie selbst erschrocken war. Sie faßte sich indeß bald, und ihre erste Frage war nach dem Geistlichen. Er befand sich noch unten in der Halle, wo die Reisigen und das ganze Dienstgesinde sich um ihn versammelt hatten, und seinen frommen schönen Reden mit Andacht und mit Thränen zuhörten, wie das Mädchen sagte.

Bewirthet den frommen Mann wohl! entgegnete Melisende: Sag dem Burgwart, er soll ihm bringen und auftischen, was seine Vorräthe nur köstliches enthielten, und ihm eins der Prachtgemächer des Schlosses einräumen.

Das wird nichts nützen, antwortete die Magd: Es hat es schon der Herr von Wopfingen versucht, der die Reisigen in der Burg befehligt, und hat ihm trefflichen Wein vorgesetzt, und Wildpret zum Nachtmahl; aber der heilige Mann hat um nichts als um Brod, Wasser und einiges Zuge-

müſe, wie es die Knechte haben, gebethen, und um eine Schütte Stroh, denn mit Eurer und des Herrn von Wopſingen Erlaubniß möchte er die Nacht hier auf Starhemberg zubringen dürfen, weil das Wetter ſo ſchlecht iſt. Indeß, ſo ihr es nicht erlaubtet, hat er geſagt, wäre er auch bereit, ſeinen Stab weiter zu ſetzen. Gott werde ihm ſchon beyſtehen.

Da ſey Gott vor! rief Meliſende, daß ich dieſen Mann vertreibe. Er ſoll bleiben, heute Nacht, morgen, ſo lange er will. Thut ihm Alles zu Liebe und zu Willen, was er wünſcht und braucht. Ich aber — das einzige muß ich ihn bitten — ich kann ihn nicht mehr ſehen oder ſprechen.

Mit dieſen Worten winkte Meliſende der erſtaunten Zofe zu gehen. Sie verſuchte nun ihre verworrenen Gedanken zu ordnen; ſie ließ ſich, als das Mädchen wieder kam, auskleiden, und zu Bette bringen, aber die Ruhe dieſer und mancher folgenden Nacht war dahin, und lange, nachdem Frangepani das Schloß ſchon verlaſſen hatte, blutete die Wunde, welche ſeine Worte geriſſen, in Meliſendens Herzen nach.

---

Als Emerich Frangepani vor Jahren mit seinem Bruder nach Ungarn zurückkehrte, hatte er, wie wir wissen, bereits in Fischament gegen den Pilgersmann mit der Laute, den er in der Herberge getroffen, gegen Heinrich von Offterdingen, von seinem Wunsch und Vorsatz gesprochen, die heiligen Stätten, an denen jener schon gewesen war, ebenfalls zu besuchen. Es war eine heftige Sehnsucht in ihm, für seine eigenen begangenen Sünden und für künftige blutige Frevel, deren, wie ihm eine dunkle aber rastlose Stimme in seinem Innern zuflüsterte, sein Geschlecht sich schuldig machen würde, zu büssen. Diese Sehnsucht hatte ihn getrieben, die Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zu unternehmen, und er hatte bereits einige Anstalten dazu getroffen, als in Gran bey dem Erzbischof Matthias einige Priester des in Italien vor kurzem durch Franz von Assisi errichteten Mönchsordens ankamen, um auch hier Buße zu predigen, und die Menschen auf den Weg des Heils zu leiten. Der Anblick, die strenge Lebensart dieser Männer, die in selbstgewählter Armuth sich auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens beschränkten, deren Manche von hohem Stande, Geburt und Reichthümer, weltliches Ansehen und Einfluß hinweggeworfen hat-

ten, um dem Heiland in Kreuz und Niedrigkeit, Armuth und Mühseligkeit nachzufolgen, ergriff mit wunderbarer Gewalt Emerichs Gemüth [8]). Das war es, was er im Innersten seiner Seele gewollt hatte, ohne es deutlich zu erkennen; das war der Weg, den er einschlagen sollte, um sich Verdienste auf Erden zu sammeln, und diese sammt den Casteyungen und Entbehrungen, die er geduldig ertragen wollte, für seine und seines Geschlechts Sünden, vor Gottes Thron zu opfern. Nicht achten wollte er des Tadels, des Spottes der Welt, wenn sie ihn, den Sprößling eines erlauchten Hauses, im rauhen Gewande, den geringen Unterhalt, dessen er bedurfte, von fremder Mildthätigkeit erbetteln sehen würde, nicht abschrecken sollten ihn die Mühseligkeiten des selbstgewählten Standes, und Eine Seele, die er gewinnen, und wieder auf den rechten Pfad führen könnte, sollte ihm für alle Beschwerden, die er deßwegen übernommen, reicher Ersatz seyn.

So wie sonst der, der nach Reichthum oder Ehre strebt, sich beglückt fühlt, wenn sich ihm die schimmernde Bahn eröffnet, die ihn an sein glänzendes Ziel führen soll, so senkte, nachdem der junge Emerich sich mit den Grundsätzen und der Lebensweise jener Geistlichen genau bekannt ge-

macht hatte, eine unnennbare Freudigkeit, ein beseligender Friede sich in seine Seele, und dadurch von dem Wohlgefallen Gottes an seinem Vorsatze überzeugt, ging er mit aller Heftigkeit, die seinem Charakter eigen war, ans Werk. Einen harten Stand hatte er zuerst gleich mit seinem ältern Bruder, dessen Zorn, beleidigter Stolz und bitterste Verachtung ihn traf. Als sich aber Herr Jerindo Frangepani überzeugt hatte, daß keine Bitte, wie kein Vorwurf, keine Milde, wie keine Strenge etwas über dieß unbeugsame Gemüth vermochten, ergriff er, um die Ehre seines Hauses zu wahren, das äußerste Mittel, die Gewalt. Er ließ den Bruder von seinen bewaffneten Knechten unversehens greifen, und als einen Wahnsinnigen, denn dafür hielt er ihn, auf einer seiner Burgen einsperren. Emerich freute sich der Schmach, der Bande, der Verfolgung, die er um des Heilandes willen dulden mußte, und es konnte seinem Bruder eben so wenig gelingen, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, als ihn an der Ausführung desselben zu hindern. Mit einer List und Anstelligkeit, über die sich nach der Entdeckung Jerindo selbst bey dem sonst einfachen Jünglinge wundern mußte, hatte Emerich seine Wächter zu täuschen, seine Bande zu lösen verstanden,

und war aus dem Schlosse entsprungen. So viel vermag ein ernster Vorsatz!

Auf weiten Umwegen, mit Mangel und Beschwerden aller Art kämpfend, hatte er sich bis nach Rom durchgeschlagen. Hier legte er zu den Füßen Innocenz des Dritten, der den Nahmen der mächtigen Familie Frangepani wohl kannte, und oft zu fürchten Gelegenheit gehabt hatte, die Gelübde ab, und empfing das demüthige Ordenskleid und den Segen des heiligen Vaters. Mit diesem kehrte er dann, ebenfalls nicht auf dem nächsten Wege, sondern hier und dort abweichend, wie irgend ein frommes Werk oder eine Bußübung ihn rief, nach Deutschland zurück. Wir sahen ihn in Wien auf dem Walle am Kärnthnerthor-Thurm, wo der Anblick seines Bruders in Verbindung mit jener dunkeln Vorstellung des Unglücks, das durch ihn und seine Verwandten geschehen sollte, ihn wieder mit ganzer Gewalt ergriff, und aus dem frohen Haufen der Schaulustigen trieb. Bald darauf hatte ein achtungsvolles Wohlgefallen ihn an Rudolph von Habsburg gezogen, mit dem ein Ungefähr ihn in Wien zusammengeführt, und jene leise Stimme hatte ihn ahnen lassen, daß dieser Mann zu Großem berufen sey, und viel Gutes durch ihn geschehen würde. Von ihm er-

fuhr er Ulrichs Tod, und plötzlich stand der Gedanke vor ihm, durch den erschütternden Schlag dieser unvorbereiteten Neuigkeit das Herz seiner in Unrecht und Frevel versunkenen Frau zu rühren, und vielleicht diese Sünderinn zu bessern.

In dieser Absicht wanderte er nach der Neustadt, denn dort dachte er sie sicher in der Nähe des Herzogs zu finden. Er wunderte sich sehr, als er hörte, sie sey nicht dort, und der Herzog habe ihr Starhemberg zum Aufenthalte angewiesen, das sie nicht verlassen dürfe. Schon aus diesem Umstande zog Emerich, oder P. Chrysostomus, wie er jetzt genannt wurde, eine günstige Vorbedeutung für sein Vorhaben; denn es schien ihm, als müßten Melisendens Glückssterne sich einiger Maßen dem Untergange zuneigen. Er brach also an einem milden Februartage von Neustadt auf, und achtete des schrecklichen Wetters nicht, das ihn mitten im Gebirge überfiel, weil ihm Alles daran lag, der Erste zu seyn, der sie mit der Kunde von dem Tode ihres Mannes niederschmettere.

Wir haben gesehen, daß ihm sein Vorhaben zum Theil gelungen war. Melisende war wirklich erschüttert, Angst, Reue, innere Vorwürfe zerrissen ihre Brust, sie fühlte sich die nächsten Tage sehr unglücklich. Aber es waren die Empfindun-

gen, welche Emerichs Kunde und seine Worte in ihr geweckt hatten, nicht allein, was sie ängstigte, und jeden frohen Genuß verbitterte. Sie hegte noch andere, und für sie wohl noch wichtigere Sorgen. Sie konnte sichs nicht verhehlen, es stand zwischen ihr und dem Herzoge nicht mehr so, wie es, ihrem Wunsche nach, stehen sollte. Nothwendiger Weise mußte ja die Kunde von ihres Gemahls Tode an seinen Lehensherrn gelangt seyn; denn sie hatte nach Frangepanis Entfernung von ihren Leuten, vor denen jener sich kein Bedenken gemacht hatte, die Wahrheit zu erzählen, vernommen, daß Graf Rudolph von Habsburg, derselbe, mit dem Ulrich damahls von Wien abgereiset war, zurückgekommen sey, und die Nachricht von seinem Tode, so wie seinen letzten Willen überbracht habe. — Und Friedrich konnte ihrer so wenig achten, sie so sehr vernachlässigen, daß er ihr nicht einmahl einen Bothen schickte, ihr die Veränderung ihres Schicksals zu verkündigen? Sie bereute es nun, daß sie sich durch die gewaltsame Erschütterung, in die des Mönchs Worte sie versetzten, hatte abhalten lassen, ihn nochmahls und umständlicher zu befragen, und eine tiefe Schwermuth verbreitete sich allmählich über ihr ganzes Wesen. Der, den sie mit so glühender

Leidenschaft liebte, dem sie alles, ja selbst die Ruhe ihres Gewissens geopfert, schien ihrer allmählich zu vergessen, und jene Worte, die Frangepani drohend zu ihr gesprochen: Fürchtet die Strafe des Himmels, die nicht ausbleiben wird für eure Vergehungen! tönten unabläßig in ihrer Seele, und erfüllten sie mit unnennbarer Angst.

So dauerte es einige Tage, als endlich Wolfger auf Starhemberg kam. Melisende zitterte und erblaßte, als man ihn ihr meldete. Er brachte, das errieth sie, die Nachricht von Pottendorfs Tode, von dem, was der zürnende Gemahl vielleicht aus der Ferne über ihr Schicksal beschlossen, von dem, wie diese Kunde auf den Herzog gewirkt, und was nun auch auf sie wirken mußte. Sie ließ ihn eintreten. Sein erstes war, den Herzog mit den Zeitumständen und seiner Stimmung zu entschuldigen, wenn er diese wichtige Neuigkeit nicht selbst bringe, sondern ihr durch einen Bothen sende. Melisende seufzte tief, ohne hierauf zu antworten. Nun berichtete Wolfger den Tod ihres Gemahls, die nähern Umstände desselben, und endlich, wie er ihrer in seinem letzten Willen gedacht. Das erschütterte Melisenden aufs heftigste, sie erblaßte, und fühlte sich so angegriffen, daß sie sich setzen mußte. Der

Tiefbeleidigte, der von ihr, wie Frangepani gesagt hatte, in den Tod Gejagte, der mit Recht erzürnte Gemahl, der bereits alle ihre Ansprüche durch die Ehescheidung zernichtet hatte, sorgte für sie noch im Tode, und bedachte sie mit großmüthiger Freundlichkeit! Und dieß Herz hatte sie zerrissen, und diesen Bund und alle Ehre, alle Freude, alle Befriedigung ihres Bewußtseyns, die aus diesem Bunde geflossen war, hatte sie hingegeben! Wofür? — Das fiel in dem Augenblicke schmerzlich auf ihr Herz, und wieder ertönten Frangepanis Worte wegen der Strafe, die nicht ausbleiben würde, in ihrer Seele.

Der nächste Gedanke, der sich in ihr entwickelte, war der feste Entschluß, Ulrichs großmüthige Schenkung nicht anzunehmen. Es wäre ihr nicht möglich gewesen, das niederdrückende Gefühl zu ertragen, von den Wohlthaten desjenigen zu schwelgen, gegen den sie so großes Unrecht hatte. Sie trug Wolfgern auf, dem Herzoge in ihrem Nahmen für die Aufmerksamkeit zu danken, mit welcher er sie von den nähern Umständen eines Vorfalls habe wollen unterrichten lassen, der ihr übrigens schon dem wichtigsten Theile nach bekannt gewesen, und ihn zu ersuchen, ihr zu gestatten, daß sie keinen Gebrauch von dem

Vermächtnisse des Herrn von Pottendorf machen dürfe. Ihr eigenes, wenn auch nicht bedeutendes Vermögen würde stets für ihre mäßigen Wünsche hinreichen, und sie wolle nichts besitzen, wozu sie sich selbst kein volles Recht beweisen könne. Wolfger wollte einiges einwenden, die entfernten Verwandten, die Dienerschaft habe Herr Ulrich schon bedacht, und das übrige fiele ja ohnedieß dem Herzoge anheim, der sich freuen würde —

Melisende, im Innersten durch den Sinn empört, der dieser Rede zum Grunde lag, unterbrach den vorlauten Diener, indem sie ihm ohne weiters befahl, ihre Worte dem Herzoge zu hinterbringen. Er verneigte sich, und wollte gehen. Da rief sie ihn zurück. Die Liebe trug es über den Stolz davon. Sie mußte wissen, was Friedrich machte, wie er die Todesbothschaft aufgenommen, wie seine Angelegenheiten standen? Mit Erstaunen vernahm sie, daß die Königinn nach Wien zu ihrem kaiserlichen Schwiegervater gezogen sey, und zwar auf dessen ausdrückliche Einladung, die eben jener Graf von Habsburg gebracht, der die Königinn denn auch nach Wien geleitet. Diese Nachrichten erfüllten Melisenden mit süßen Hoffnungen, denn sie ließen sie an eine günstigere Wendung der Dinge, an eine

Möglichkeit der Aussöhnung mit dem Kaiser glauben, und der kluge Leibdiener wußte ihre frohen Vermuthungen durch manche Äußerung, die er vom Herzoge oder den ihn umgebenden Großen vernommen haben wollte, zu bestätigen. Heiterer, als sie sich seit vielen Tagen gefühlt, entließ sie den Bothen, und so wenig Aufmunterndes für ihre Liebe in Allen dem lag, was ihr Wolfger vom Herzoge gesagt hatte, so war sie doch zufrieden, weil nur ein Schimmer besserer Tage ihr erschien, wenn erst diese Irrungen beseitigt, die Acht aufgehoben, und der Herzog, von dem Drucke des Unglücks befreyt, sich den Gefühlen seines Herzens überlassen könnte. Dann hoffte sie, sollte es ihr gelingen, seine früheren Empfindungen wieder für sie aufleben zu sehen, die jetzt, unter der Last wichtiger Sorgen, sich keine Macht über seine Seele erlauben dürfen. So schmeichelte sie mit freundlichen Hoffnungen ihrer Leidenschaft, die durch Trennung, Gefahr, und vielleicht selbst durch Friedrichs kühleres Betragen ungemein gesteigert worden war.

---

Heinrichs von Offterdingen und Jutta's unglückliche Liebe hatte Melisenden und dem Her-

zoge einst zum willkommenen Vorwande gedient, sich einander zu nähern. Im Drange eigener Angelegenheiten, und da der Antheil an Jutta's Schicksal ohnedieß bey ihr nur erkünstelt gewesen war, hatte Melisende jenes Paar ganz aus den Augen verloren, und kaum im Verlaufe dieser langen Zeit zuweilen flüchtig an die ehemahligen Gefährtinnen am Hofe Theodoras gedacht. Lebhafter war der Herzog stets um seines lieben Sängers Glück besorgt gewesen, und der alte Rauheneck hatte, als er nach Neustadt kam, manches tadelnde Wort des Herzogs über seine Härte gegen die Tochter und den Meister hören müssen. Das schmerzte den Alten wohl insgeheim, aber er fühlte auch, daß er Vieles gut zu machen habe, und so nahm er den Unmuth seines Herrn, der ihm in diesem Falle ungerecht dünkte, geduldig hin. Minder angenehm war es ihm, Offterdingen hier am Hofe zu finden, und ihm eben darum oft begegnen zu müssen. Doch erschien er jetzt selten als Sänger und Dichter mit der Laute. Viel öfter sah man ihn in ritterlichen Waffen an der Spitze seiner reisigen Schaar, die er so gut zu befehligen, und so geschickt bey jeder kriegerischen Übung anzuführen wußte, daß dem alten Rauheneck der Gedanke nach und nach geläufig werden mußte,

dieß sey kein bloßer Spielmann und Gaukler, sondern ein Ritter und Edelmann seines Gleichen, von dem man wohl sagen könne, was später von einem minder glücklichen Dichter (Tasso) gesagt wurde, daß ihm mit der Feder und Klinge nicht leicht Einer gleich komme.

Offterdingens Stolz und Zartgefühl hielt ihn stets in strenger Entfernung von dem harten Vater seiner Geliebten, und obwohl ihm der Herzog seine Vermittelung neuerdings angebothen hatte, schreckte Heinrichen doch der Eid, den Jutta hatte geloben müssen. Er wagte es nicht, einen Schritt ohne ihr Wissen zu thun, und da sie jetzt bey der verwitweten Herzoginn in Judenburg lebte, trug er geduldig sein Loos, und erwartete alles von der Vorsehung, der er sich unbedingt ergeben hatte. So standen die Sachen noch, als es zur Schlacht auf dem Steinfelde kam. Der Herzog hatte den Plan selbst entworfen, und die Stellung der einzelnen Haufen angeordnet. Den alten Rauheneck, der schon längst nicht mehr im Stande war, sein Schwert wie sonst zu führen, hatte er bereden wollen, die Führung seiner Mannen einem jüngern Manne aus den eigenen Vasallen zu übergeben. Aber Ritter Konrad fühlte und zeigte sich so gekränkt

über diese Zumuthung, daß der Herzog endlich dem treuen biedern Manne nachgab, ihm die Führung seiner Schaar überließ, und nur dafür sorgte, ihm einen Posten anzuweisen, der eben so wenig gefährlich als wichtig war. Die Schlacht begann, und alles ging nach Wunsch. Der Kampf war bereits allgemein geworden; nur dort, wo des Rauhenecker's Schaar an ein kleines Wäldchen gelehnt stand, war tiefe Stille und Sicherheit. Das merkte der Alte, es wurmte ihn, er wollte etwas Ausgezeichnetes leisten, ergriff selbst das Banner seines Hauses, rief seinen Leuten zu, und dachte, wider des Herzogs Anordnung, dem Feinde, der bereits zu weichen anfing, in die Flanke zu fallen, und so das Seinige zum Siege beyzutragen. Aber die Haufen, welche gegen ihn standen, wandten sich schnell, und das Unsichere, Schwankende in den Bewegungen ihrer Feinde bemerkend, warfen sie sich mit aller Kraft auf sie, und drückten sie immer weiter und weiter zurück. Herzog Friedrich wurde gewahr, was vorging, er befahl einigen, die zunächst um ihn waren, jenem in Unordnung gebrachten Haufen beyzuspringen. Offterdingen trat hervor. Rauheneck war sein Feind, aber er war Jutta's Vater, und so erbath er sich die Erlaubniß, des Her=

zogs Befehl auszurichten. Der Herzog gewährte es lächelnd, und Heinrich sprengte mit seinen Reisigen dorthin, wo Ritter Konrad mit schwacher Kraft aber festem Willen stritt, und eben verwundet von seinem ebenfalls verwundeten Gaule sank. Heinrich entwand mit entschlossenem Griff das sinkende Banner der Hand des Greises, schwang es muthig, und trieb die zurückweichenden wieder vorwärts. Die Seinigen rissen die andern mit sich, der Feind fühlte bald, daß ein anderer Geist in dem Kampfe herrsche, und da ringsum das kaiserliche Heer sich zurückzuziehen begann, der Ruf sich verbreitete, daß die beyden Bischöfe und viele Ritter gefangen seyen, wandten auch sie sich zur Flucht, und Offterdingen begnügte sich damit, die Ordnung hergestellt, und Juttas Vater gerettet zu haben, den er der Pflege der Seinigen empfahl. Er selbst kehrte zu dem Herzog, und mit diesem in die Neustadt zurück, nachdem der Sieg entschieden war.

Ritter Konrad war schon früher dahin gebracht worden. Seine Wunde war unbedeutend, aber Schaam und Unmuth hatten den Greis tief gebeugt. Nur e r hatte die Lorbern des heutigen Tages nicht theilen dürfen, nur er allein war von dem schon geschlagenen Feinde geschlagen worden.

Der einzige Umstand, daß sein Banner noch durch den fremden Ritter, den Gott ihm im letzten Augenblicke zu Hülfe geschickt hatte, war gerettet worden, gab ihm einigen Trost. Als er aber in der Neustadt vernahm, wer es gewesen, dem er diesen Dienst verdankte, und den er in jenem bedrängten Momente gar nicht erkannt hatte, so vermehrte dieß den Unmuth, der seine Brust erfüllte. Er erwartete nichts anders, als daß der eitle Fant seinen Dienst sogleich geltend machen, und alte Ansprüche erneuern werde. Aber die siegreichen Schaaren rückten in die Neustadt ein; zu ihm kam niemand als ein Diener des Herzogs, der sich nach dem Befinden des verwundeten Ritters erkundigte. Der Rest des Tages, der folgende Tag verging, Offterdingen erschien nicht. Das fing dem Alten an zu gefallen. Er wußte wohl, wieviel er dem jungen Manne zu danken hatte, er hatte erfahren, daß dieser sich den Auftrag vom Herzoge ausgebethen, daß er eben sowohl gewußt, wem er beyzuspringen eile, als der Herzog, zu wem er ihn schicke. Er rief sich manches Rühmliche zurück, was ihm seine Tochter und Herzog Friedrich von diesem Heinrich erzählt hatten, er dachte an die stolze Entfernung, in welcher der Meister sich, seit er am

Hofe täglich mit ihm zusammentraf, gegen ihn gehalten, an Frangepanis schnödes Benehmen, an Juttas, des frommen einzigen Kindes stillen Kummer, an ihre geduldige Entsagung. Noch ein Paar Tage kämpfte mehr eine falsche Schaam, als eigentlicher Widerwille gegen seinen bessern Entschluß an. Am vierten Tage endlich nach dem Gefechte sandte er einen seiner Leute zum Herrn von Offterdingen, und ließ ihn zu sich entbiethen. Freymüthig und herzlich ging er ihm entgegen, ergriff des jungen Mannes Hand, und stattete ihm seinen Dank mit aufrichtiger Wärme ab. Heinrich nahm diese späte Anerkennung höflich aber kalt auf, und wollte sich nach ein Paar gewechselten Worten wieder entfernen; aber der Greis hielt ihn zurück, indem er sagte: Verzeiht, Meister Offterdingen oder Herr von Emmerberg, wenn ihr euch lieber also nennen hört! Ich habe euch noch etwas zu sagen. Ihr habt mir in dem letzten Gefechte nicht bloß das Leben gerettet, ihr habt auch dieß Banner hier — er nahm es bey diesen Worten von der Wand, an welcher es befestigt war — bewahrt, und mit Ehren geführt. Seht, Ritter, ich bin alt und schwach, und jener Tag hat mich einsehen gelehrt, was ich vorhin nicht glauben wollte, daß ich nicht mehr dazu

tauge, es mit Kraft zu beschützen. Einen Sohn habe ich aber nicht, dem ich es übergeben, und der es an meiner Statt führen könnte. Nur durch meiner Tochter Hand kann ich mir einen solchen Stellvertreter erwerben. Wollt ihr nun —

Offterdingen ließ den Greis nicht vollenden. Schon bey den letzten Reden hatte eine entzückende Hoffnung ihn durchblitzt. Rauhenecks Mienen mehr als seine Worte, seit er das Banner ergriffen, hatten ihn mit ahnender Freude erfüllt. Ists möglich? Ists möglich? war alles, was er sagen konnte. Er ergriff des Greises Hand, drückte sie heftig an Brust und Lippen, aber zu reden vermochte er nicht. Die Überraschung nahm ihm die Sprache, aber das Entzücken, das sich in seinen Mienen spiegelte, die Thränen, die aus seinen Augen flossen, sprachen beredter als Worte. Seyd mein guter Sohn! sagte nun Rauheneck, indem er den jungen Mann väterlich in seine Arme schloß: Ich gebe euch mein einziges Kind. Sie ist fromm, gehorsam, und wird euer Glück machen, wie sie das meinige gemacht hat. Haltet sie gut, führet mein Banner mit Ehren, sorgt für mein Besitzthum, und laßt mich einst vergnügt in den Armen meiner Kinder sterben! Offterdingen lag noch immer im Übermasse seines

Glückes sprachlos an des Alten Brust. Der Übergang von solcher Hoffnungslosigkeit zu so viel Freude hatte seine Seele zu mächtig ergriffen. Als er sich endlich zu fassen und seiner Seligkeit Worte zu geben vermochte, um seinen Dank, wie er ihn fühlte, auszudrücken, da war der Anblick dieses Entzückens und das Bewußtseyn, zwey Menschen unaussprechlich glücklich gemacht zu haben, dem alten Manne der erste schöne Lohn für seine Selbstüberwindung; einen noch schönern durfte er mit Zuversicht in dem künftigen Glücke seiner Tochter an der Seite eines solchen Eydams erwarten.

Als sich beyde genugsam ihrer neuen Wonne erfreut, sagte endlich Ritter Conrad: Und nun, lieber Herr Sohn! geht mir auch gleich hinüber zum durchlauchtigsten Herrn, sagt ihm, was ich gethan, daß ich hoffe, nebst meiner Christen- und Vaterpflicht, auch seinen mir so theuren Willen erfüllt zu haben, und daß ich ihn bitten lasse, dieses Zeichen meines willigen Gehorsams als Sühne für so Manches anzunehmen, was früher nicht recht geschehen war.

Trunken vor Freude eilte Offterdingen zu seinem fürstlichen Gebiether zurück; aber dieser mußte des Sängers Glück, und was eigentlich vor-

gegangen war, aus dessen entzückten Blicken mehr als aus seinen verworrenen und abgerissenen Worten errathen. Doch freute er sich dessen herzlich, ließ den folgenden Tag, als seine Lehensmänner um ihn versammelt waren, die beyden Ritter rufen, verkündete allen mit sichtbarer Freude das Glück seines lieben Sängers und reichte Konrad gnädig die Hand, indem er freundlich zu ihm sagte: daß er jener alten Irrungen längst vergessen habe, und durch Rauhenecks Betragen hier in der Neustadt Alles gut gemacht sey. Am folgenden Tage aber konnte er, dem so manche schöne gerechte Freude die Heldenbrust schwellte, dem Verlangen nicht widerstehen, den Wiederschein dieses Glücks sich in einer ihm ganz ergebnen Seele spiegeln zu sehen. Ohnedieß war ja Heinrichs und Juttas Liebe das erste Band gewesen, das sich zwischen ihnen geknüpft, und des zärtlichen Paares Wahl mußte wenigstens als einst willkommner Vorwand noch immer Werth für Melisenden haben. So ritt er denn, nur von Wolfger und ein Paar Knechten begleitet, im stolzen Gefühle wiedererkämpfter Macht, über die Fläche hin, die Zeuginn seiner Tapferkeit gewesen war, dem Gebirge zu, wo er nun überall als Herr und alleiniger Gebiether schal-

ten konnte. Melisende empfing ihn mit lautem Entzücken, er schien ihr schöner, herrlicher als je. Alles was sie gelitten, gesorgt, gefürchtet, war in diesem Augenblicke vergessen und verschmerzt. Sie fühlte nichts als ihr Glück. Daß er gekommen war, sie an dem seinen Theil nehmen zu lassen, daß er ihr Nachricht von Offterdingens erfüllten Wünschen brachte, und sie unter süßem Gekose der Zeit erinnerte, wo sie ihn so bitter gehaßt, und eben jenes jetzt beglückten Paares Schicksal die erste Veranlassung zu ihrer Bekanntschaft wurde — das war ja doch, so sagte sie sich selbst, ein Beweis von seiner unverminderten Liebe zu ihr. Dieser erste selige Rausch verlor sich indessen bald; der Herzog wendete die Unterredung auf andere, seiner Liebe ganz fremde Gegenstände. Seine Stellung zum Kaiser, die Lage seiner Länder, die Hoffnungen, die er schöpfte, lauter Gedanken, die jetzt seine Seele gebietherisch erfüllten, verdrängten bald jene sanfteren Regungen, und Melisende mußte sich mit der Beruhigung begnügen, wenigstens seine Freundinn, die Vertraute seiner Entwürfe zu seyn.

Wenige Tage darauf kehrte der Herzog mit seiner Schwester, nach einer prüfungsvollen Abwesenheit von mehreren Monathen, in die von ihm erober=

te Hauptstadt, und in die Burg seiner Ahnen zurück. Er wünschte nun auch in seinem Hause, wie ringsumher im Lande, die alte Ordnung der Dinge wieder eintreten zu sehen; und dazu gehörte vorzüglich, daß ihm seine Mutter verzieh, und wieder, entweder am liebsten in seiner Hofburg oder mindestens auf dem Kahlenberger-Schlosse, in seiner Nähe wohnte. Es ward also beschlossen, daß Margarethe, welche ihr eigenes Herz trieb, die Mutter zu sehen, von der sie so viele Jahre getrennt hatte leben müssen, nach Judenburg zu der Herzoginn ziehen, und ihr den kindlichen Wunsch des Sohnes vortragen sollte. Offterdingen aber sollte sie begleiten, der Königinn auf dem Wege als Beschützer und Ritter dienen, und auf diese Weise auch die endlich errungene Braut früher sehen.

Während der Herzog nun mit Heinrich von Künring, Preußler und andern seiner ersten Lehensmänner an die Wiedereinrichtung seiner Städte und Länder schritt, zog die Königinn von einigen ihrer Frauen und einem kleinen gewaffnetem Gefolge, das unter Offterdingens Befehl gestellt war, begleitet, durch die Berge der Steyermark nach Judenburg zu, wohin schon früher Bothen geschickt worden waren, um die Herzoginn und Jutta von der glücklichen Wendung der Dinge zu be-

nachrichtigen. Der Frühling, der in den höhern Gebirgen immer später eintritt, hatte vor kurzem erst diese Gegenden mit allen seinen Reizen geschmückt. Nun rauschten die Laubwälder in frischem Grün auf den besonnten Höhen, nun hauchten die zarten Spitzen der Nadelbäume balsamische Düfte aus, und lieblich wechselte ihr helles Grün mit den dunkeln Schatten der alten Zweige, nun brauseten die Waldbäche, ihrer winterlichen Bande entledigt, mit freudigem Ungestüm durch die Thäler dahin, und tausend buntfarbige Blumen deckten die Wiesen von unten an, bis weit oben auf den Bergen, wo sie im Schatten der Wälder sich verloren. Margarethe blickte freundlich um sich, und aufwärts in den reinen tiefblauen Himmel. Ihrer wartete der Frühling nur dort, wo sie die geliebten Entrissenen wieder finden sollte; dennoch verfehlte der Anblick der wieder erwachten Natur, der allgemeinen Lust, ihre Wirkung nicht auf das Gemüth der Königinn, und sie fühlte sich heiterer als sonst, denn es waren ja auch des Bruders Hoffnungen wieder erwacht, und ein schönes Wiedersehen stand ihr nahe bevor. Aber durch Offterdingens Herz zog die Freude mit lautem Triumphe, und zu dem Entzücken, das ihn ergriff, wenn er an Jut-

ta und seine erfüllten Wünsche dachte, gesellte sich die süße Trunkenheit, welche der Frühling und die neugeborne Lust des Lebens über empfängliche Gemüther übt. Seine Seele zerrann in der allgemeinen Freude, er hätte jeden Blüthenbaum umarmen, jede Blume auf den Wiesen küssen, und mit den Vögeln sich durch die Zweige jagen mögen. Margarethe betrachtete ihn unbemerkt, wie der Ausdruck seines innern Glückes sich in den freudigen Zügen, in den glänzenden Blicken aussprach, und er oft, in sich versunken, die Lippen bewegte, und mit sich selbst zu sprechen schien. Als sie daher das nächste Mahl, um zu ruhen und ein leichtes Mahl zu nehmen, in einem lieblichen Thale Halt machten, das schönbegrünte Berge umgaben, auf denen Wiesen mit luftigen Wäldern wechselten, und in deren Büschen tausend brütende Vögel zwitscherten und sangen, da ließ die Königinn sich ihren Sitz unter einigen schattigen Eichbäumen nahe am Wege bereiten, und betrachtete den Sänger, der ebenfalls abgestiegen neben seinem Rosse stand, und die strahlenden Blicke über die schöne Gegend umher schweifen ließ. Meister Offterdingen! begann sie endlich: Es ist hier sehr schön, und ihr fühlt es gewiß eben so, und tiefer als wir Andere. Ihr könnt es aber

auch in wohlklingenden Worten sagen, und so bitte ich euch, laßt uns eine eurer schönen Weisen hören! Eine schnelle Röthe überflog Heinrichs Gesicht, er ahnete wohl, daß seine innere Bewegung ihn verrathen haben mochte, er wollte sich entschuldigen; aber die Königinn unterbrach ihn mit dem Befehle an Einen des Gefolges, dem Ritter seine Laute zu bringen. Offterdingen verneigte sich ehrerbiethig, sein Auge strahlte, seine Wange erglühte, wie er sich, die treue Vertraute so mancher geheimen Gedanken im Arm, der Königinn gegenüber an den Stamm eines schattenreichen Baumes stellte, den Saiten mit kunstvoller Hand einige Töne entlockte, und, indeß sein Blick rings herum schweifte, also begann:

Ey ihr frisch begrünten Höhen,
Bäum' in eurer Blüthenpracht,
Anger, die voll Blumen stehen,
Waldessang in Waldesnacht,
Bächlein, das so munter hüpfet
Durch des Thales erstes Grün,
Kaum des Frostes Band entschlüpfet,
Tanzt es murmelnd vor uns hin.

O wie schön seyd ihr zu nennen,
Von des Frühlings Glanz erhellt!
Und wer konnt' euch wohl erkennen,
Als der Winter euch entstellt,

Als nur Schnee hier war zu sehen,
Eis dem Quell zu steh'n geboth,
Und auf Wiesen und auf Höhen
Alles weiß war, alles todt?

Jetzt regt mächtig sich das Leben,
In der Erde dunkelm Schooß,
In der Lüfte lauem Wehen,
In des Felsens starrem Moos;
Aus ists mit des Winters Leide,
Neu erwacht steht die Natur,
Und in sel'gem Rausch der Freude
Jubelt jede Creatur.

Aber nicht allein das Leben,
Auch das Lieben ist erwacht,
Und das Herz ist freygegeben,
Aus des Kummers strenger Macht.
Wie das Bächlein durch die Auen
Darf es hin zur Liebsten zieh'n,
Darf der Hoffnung Grünen schauen,
Und der Wünsche fröhlich Blüh'n.

Mir auch gehet meine Sonne,
Bald nach langer Nacht hervor,
Und des Wiedersehens Wonne
Schwellt das trunkne Herz empor.
Minne! Minne! treue Minne!
Was sich aus des Glückes Schooß
Auch der Herzog selbst gewinne —
Mein ist doch das schönste Loos!

Halb lächelnd, halb wehmüthig hatte Margarethe dem Liede zugehört, das ein Glück besang, welches für sie längst untergegangen war, und sie dankte freundlich dem Sänger dafür. Er aber war ganz selig, denn er hatte dem innern Drange Worte geben, und seine Wonne andern mittheilen können. Noch mehrere solcher Lieder dichtete und sang er nun, von seiner fürstlichen Gönnerinn aufgemuntert, und versüßte ihr damit manche Beschwerlichkeit der Reise, bis sie endlich nach mehreren Tagen das Ziel derselben erreichte. Innig, freudig, aber auch schmerzlich war das Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter in Judenburg. Sie waren so lange getrennt gewesen, sie hatten beyde in dieser Zeit so vieles verloren, so vieles erduldet! In Glück und Herrlichkeit hatten sie sich verlassen; verwitwet, einsam fanden sie sich wieder. Jutta und Heinrich verbargen mit zarter Rücksicht ihre nahmenlose Freude vor den trauernden Fürstinnen, so viel es sich thun ließ, und überließen sich nur in seligen Stunden ungestörter Einsamkeit der Wonne, womit ihre Vereinigung nach so langer Trennung sie um so lebendiger erfüllte, je unverhoffter sie ihnen gekommen war. In einer der spätern ruhigern Stunden, als der erste Freudentaumel vorüber war, be-

merkte Heinrich erst, daß Jutta das einzige Hoffräulein war, das die verwitwete Herzoginn um sich hatte, und er fragte nach Bertha von Haslau.

Die hat uns schon lange, schon damahls verlassen, war die Antwort, als wir von Wien hierherzogen.

„Hat sie sich vermählt?“

Das wird sie wohl niemahls, sie denkt in ein Kloster zu gehen. Jetzt aber lebt sie bey ihrem mütterlichen Großvater im schlesischen Gebirge.

„Bertha schien einst ein sehr lebensfrohes, munteres Mädchen, dem ich den Klosterberuf nicht angesehen hätte.“

Das hat sich alles geändert. — Ach, lieber Heinrich, auch über dieses Herz ist eine unglückliche hoffnungslose Liebe hingezogen.

„Und hat seinen Frühling erstarren gemacht, und die fröhlichen Keime versengt, und die Blüthen getödtet, nicht wahr?“

Ja wohl. Aber Berthas Liebe ist von ganz besonderer Art, und der, den sie anging, hatte nie auch nur die entfernteste Ahnung davon. Ihr jugendliches Herz ward, so wie es den kindischen Gefühlen entwachsen war, von der Wohlgestalt und von den Vorzügen eines Mannes lebhaft ge-

rührt, der damahls schon der Verlobte einer Andern war.

„Das ist schlimm.“

Es war damahls nicht so schlimm, als es sich jetzt später zeigte. Ulrich von Pottendorf —

Pottendorf? unterbrach Heinrich seine Braut: Der Gemahl jener schönen Melisende?

Derselbe. Bertha wußte, daß er diese liebe, daß er sie heirathen werde. Sie hatte es nie anders gedacht, und in ihrer Unschuld geglaubt, es würde sie nicht betrüben. Ich sah freylich weiter, und ahnete, wie es kommen würde; aber was hätte es genützt, Bertha den Wahn zu rauben, der sie das Unvermeidliche ruhig ertragen machte? Als er aber hernach freywerbend um seine stolze Braut in allem Schmucke seines Ranges, in allem Schimmer seiner schönen Gestalt vor der Herzoginn erschien, und diese Melisendens Hand in die des Unglücklichen legte, da hörte Niemand als ich den leisen schmerzlichen Schrey, mit dem die arme Bertha zu Boden stürzte. Die andern glaubten, sie habe sich kindisch mit dem Stuhle geschaukelt, an dem sie gestanden, und wir ließen sie gern in dem Glauben.

„Du, gute Jutta, warst wohl die Trösterinn der Betrübten?“

Mir allein vertraute die arme Kleine ihren Schmerz; aber auch damahls hätte sie sich noch beruhigt, denn der Mann, der ihr, seit sie ihn das erste Mahl gesehen, als der Inbegriff aller menschlichen oder wenigstens aller männlichen Vollkommenheiten erschienen war, war ja glücklich, und sie verlangte sonst nichts, als ihn, nebst ihrem Schutzengel und Nahmenspatron, wie einen Heiligen in ihrem Herzen verehren zu dürfen.

„So wie ich dich, meine Jutta, in jener schmerzlichen Zeit, als wir uns für ewig getrennt glaubten. O ich kenne diesen stillen Dienst einer ganz hingegebenen Seele wohl.“

Und glaubst du, er sey mir fremd? erwiederte Jutta, und kosende Vorwürfe und zärtliche wehmüthige Erinnerungen unterbrachen eine Weile das Gespräch über Berthas Schicksal. Dann aber erzählte Jutta weiter, wie die Ahnung, und endlich die Gewißheit von Ulrichs unglücklicher Ehe, den stillen Frieden Berthas zuerst gestört, wie sie dann, als er sich von seiner treulosen Frau trennte, und gegen die Preußen zog, den Entschluß faßte, den Schleyer zu nehmen. Sie würde diesen Entschluß auch sicher damahls schon ausgeführt haben; aber eben als die Herzoginn mit ihrem Gefolge vom Kahlenberger-

Schlosse aufbrechen wollte, um nach Judenburg zu ziehen, erschien ein Bothe vom Großvater Berthas, dem Ritter von Kossenitz, der den Auftrag hatte, die Enkelinn mit Genehmigung der Frau Herzoginn zu ihm zu führen. Des Ritters Söhne lebten am Hofe zu Prag. Berthas Mutter war längst gestorben, und nun hatte er eine ältere Tochter, die seiner bisher gepflegt, ebenfalls durch den Tod verloren. Er bedurfte also seiner Enkelinn. Die Fürstinn fand die Bitte billig, und Bertha freute sich, einen nützlichen Zweck für ihre Thätigkeit zu finden, nach dessen Erfüllung es ihr immer noch frey stand, ihrem Klosterberufe zu folgen. Sie trennte sich also unter vielen Thränen von ihrer fürstlichen Beschützerinn und von Jutta, und lebte nun schon seit längerer Zeit bey dem Großvater, der sich unendlich glücklich fühlte, eine so liebende Pflegerinn zu haben. — So erzählte Jutta dem Geliebten, und beyde bedachten, wie schmerzlich die Nachricht von des Ritters Tode auf Bertha gewirkt, und wie sehr sie ihren Entschluß, der Welt zu entsagen, gestärkt haben werde.

Während die glücklichen Liebenden und die zwey verwitweten Fürstinnen in Judenburg einige Tage beysammen lebten, und bereits auf ihre Rückkehr nach Österreich dachten, erhielt der Herzog, dem das Glück nun von allen Seiten lächelte, die Nachricht, daß seine Gemahlinn sich unter dem Schutze ihres Oheims, des Patriarchen von Aquileja, aufmachen wollte, um zu ihrem Gemahle zurückzukehren. Ihr Weg ging über Grätz. So wenig der Herzog vergessen hatte, daß sie ihn in seiner größten Bedrängniß zu verlassen vermocht hatte, so bedachte er doch, daß sie seine Gemahlinn, und Herzoginn von Österreich war, und daß die Welt nicht wissen sollte, wie es eigentlich mit jener Entfernung beschaffen gewesen. Er schickte ihr daher einige seiner Ritter entgegen, die sie bis Grätz begleiten sollten, wo er sie zu warten ersuchen ließ, weil er selbst hinzukommen, und sie gebührend zu empfangen gesonnen sey.

Melisende vernahm dieß alles auf ihrem einsamen Schlosse, und es stürzte sie in neue Sorgen und Traurigkeit. Sie hatte viel auf diesen unzeitigen Trotz Agnesens, und ihre Entfernung gebaut, es war ihr nicht unbekannt geblieben, welche Bedingniß die Herzoginn damahls auf ihr Verweilen bey ihrem Gemahle gesetzt, und es hatte

einen Schimmer der Hoffnung in ihre Brust gesenkt, der während ihrer Verbannung nie ganz erloschen war, daß Friedrich die Gattinn ziehen lassen, und ihr die Freundinn nicht aufgeopfert hatte. Jene stolzen Erwartungen, die sie bey ihrer Flucht aus dem Kloster belebt, die einen blendenden Zauber über Friedrichs Liebe zu ihr verbreitet, waren wohl oft unterdrückt, nie aber ganz aufgegeben worden. Aus dem Graus und Schauer, womit der Tod ihres Gemahls sie ergriffen, hatte sich doch auch zuletzt der Gedanke losgerungen, daß wenigstens dieses Band nun gelöset sey, und keine Pflicht von ihrer Seite einer endlichen Vereinigung mit dem Geliebten im Wege stehen würde. Agnes war fern, der Herzog sichtbar mit ihr unzufrieden, seine Liebe für Melisenden noch immer warm, wenn auch nicht so glühend als damahls, wie sie noch mit so vielen Hindernissen zu kämpfen hatte. Es war natürlich, es lag in dem Wesen des männlichen Charakters, daß mit der Ruhe und Sicherheit des Besitzes auch größere Ruhe des Gefühls eintrat — so sagte sich Melisende selbst, suchte die ängstlichen Zweifel, die sich ihr aufdrangen, zu beschwichtigen, und entflammte ihre eigene Leidenschaft noch höher durch stolze Vorspiegelungen,

wie alles sich gestalten, und welches glänzende Ziel sie erreichen könnte.

Da kam die Nachricht von Agnesens Rückkehr und dem ehrenvollen Empfange, den ihr Gemahl ihr bereitet, und Melisende brachte wieder einige Tage in düsterm Schmerze zu, aus dem selbst Friedrichs Ankunft, der auf dem Wege nach Grätz auf Starhemberg einsprach, sie nicht völlig zu reißen vermochte. Er bemerkte ihre stille Trauer, er befragte sie unter freundlichem Gekose. Sie verbarg ihm — wohl ihre allzukühnen Hoffnungen auf seine Hand und Krone — aber nicht ihre Sorge, daß Agnesens Gegenwart und seine rechtmäßige Neigung für sie den Empfindungen, die er noch für seine Freundinn hege, immer größern Eintrag thun werde. Er lächelte, er suchte sie zu beruhigen, aber seine Worte vermochten nicht, diese Wirkung hervorzubringen; denn sie enthielten keine auch noch so leise Hindeutung auf das, was Melisende allein und heftig im Innersten ihres Herzens wünschte, nähmlich auf die Hoffnung, daß er seine Ehe mit Agnes trennen lassen, und Melisenden den Platz derselben auf seinem Throne wie in seinem Herzen anweisen würde.

Der Besuch dauerte nur kurze Zeit, denn

Friedrich eilte nach Grätz zu kommen, wo er die Herzoginn schon vermuthete. Sie war bereits eingetroffen. Die Bürgerschaft war ihr unter Glockengeläute entgegen gezogen, und hatte die Landesfürstinn sammt ihrem erlauchten Verwandten feyerlich eingehohlt. Eben so, nur noch viel feyerlicher und glänzender war der Empfang, den man dem Herzoge machte, als er zwey Tage nach ihr sich der Hauptstadt der Provinz näherte, die sich früher rebellisch gegen ihn benommen, die er durch die Kraft seines Armes bezwungen, und die nun Alles aufbiethen wollte, um ihre Vergehungen vergeben und vergessen zu machen. Es schien auch, als gedächte ihrer der Herzog nicht, so wenig er seiner Gemahlinn den geheimen Unmuth zeigte, der gegen sie in seiner Brust wohnte. Weder sie noch ihr Oheim, der kürzlich noch auf der Seite seiner Feinde gestanden, und seine schönen Länder verwüsten geholfen hatte, sollten durch einen Vorwurf oder ein unfreundliches Benehmen den Triumph genießen, daß sie im Stande gewesen wären, ihm wehe zu thun. Das Wiedersehen der fürstlichen Personen war daher höchst feyerlich, von Seite der Herzoginn warm und innig, von der des Patriarchen zuvorkommend freundlich, von der des Herzogs wohl auch freund-

lich und aufmerksam, dennoch lag eine geheime Kälte darin, welche Agnes nur zu wohl empfand, und mit reuigem Gefühle zu erklären wußte. Der Patriarch kehrte von Grätz in seine Staaten zurück, Agnes folgte ihrem Gemahle nach Wien, wo bald darauf auch die verwitwete Königinn mit ihrer Mutter und Jutta von Rauheneck, von dem glücklichen Offterdingen begleitet, aus Judenburg anlangten. Freudig und herzlich empfing Friedrich die geliebte Mutter in der Neustadt, wohin er ihr entgegen geritten war, und schämte sich nicht, sie des erkannten Fehlers wegen um Verzeihung zu bitten. Vergnügt begrüßte er Jutta und Offterdingen, und dann kehrten alle nach Wien zurück, wo Jutta's Vermählung aufs glänzendste in der Hofburg selbst von dem Herzoge gefeyert wurde.

Agnes hatte den Gemahl nach Neustadt begleitet, sie war Zeuginn seiner lebhaften Freude, seiner schönen Rührung beym Wiedersehen der Mutter und Schwester gewesen, und es fiel ihr schwer auf's Herz, daß ihr Empfang in Grätz sich ganz anders gestaltet hatte. Sie sah im Verlaufe der Zeit die herzliche Vertraulichkeit, mit der Friedrich seine Schwester behandelte, die bey ihm in Wien lebte, und sie empfand desto stär-

ker die Kälte, womit er ihr begegnete. Seine ehemahlige Liebe, ja selbst der Rest von herzlichem Wohlwollen, der noch für sie in seiner Brust gelebt hatte, war erstorben, sie war ihm nichts mehr, als die Herzoginn von Österreich, deren Würde er durch ein achtungsvolles Betragen ehrte.

Es war ihr ausgemacht, daß sein Verhältniß zur Frau von Pottendorf, die, wie ihre Späher ihr erzählten, noch auf der Burg Starhemberg lebte, und fleißig von ihm dort besucht wurde, die einzige Ursache seiner Untreue an ihr war, und wenn ihr zuweilen die Unterredung, die sie kurz vor ihrer Trennung vom Herzog mit dem Abte von heiligen Kreuz gehabt, und dessen Warnungen einfielen, so wußte ihre Eigenliebe sie mit der Widerlegung zu entkräften, daß ja seine Mutter ihn auch verlassen habe, und ihre Urtheilskraft war nicht scharf genug, um den Unterschied aufzufassen, der zwischen jenem und ihrem Verhältnisse Statt fand. Sie fühlte sich gekränkt, mißhandelt, sie überließ dem Unmuth, den sie deßwegen empfand, die Zügel ihres Betragens gegen den Gemahl, ja selbst gegen Margarethen, die vergeblich mit aller ihrer Klugheit und Sanftmuth hier zum Guten zu wirken, und den Riß zwischen zwey Herzen zu heilen strebte,

die sich mit jedem Tage mehr von einander entfernten.

Indessen gingen die übrigen Angelegenheiten des Herzogs und des Landes ihren ruhigen Gang zu einem immer bessern Zustande fort. Die Spuren der Verwüstungen verschwanden, eine gesegnete Ernte ließ den Landmann seines frühern Verlustes vergessen, in der Hauptstadt war wieder alles schmuck und glänzend geworden, und Niemand konnte nach ein Paar Monden ahnen, daß diese Stadt, die nur Lebensgenuß und Wohlhabenheit athmete, vor nicht langer Zeit die Schrecken einer Belagerung ausgehalten habe. Auch auswärts schienen die günstigsten Sterne zu leuchten. Bischof Rüdiger von Passau hatte der Pflicht der Dankbarkeit nicht vergessen, und beym Kaiser unabläßig an seiner Versöhnung mit dem Herzoge von Österreich gearbeitet. Friedrich der Zweyte zeigte sich allmählich geneigter dazu; denn der drohende Stand seiner eigenen Angelegenheiten in Italien, die Widerspänstigkeit der lombardischen Städte, seine aufs neue ausgebrochenen Feindseligkeiten mit dem Papste Gregor dem Neunten machten ihm Friede und Einigkeit jenseits der Alpen, und die Ergebenheit der deutschen Fürsten wünschenswerth. Herzog Friedrich durfte also

auch hier die besten Hoffnungen nähren. Er sah der förmlichen Aufhebung der Acht, die er der Sache nach bereits durch seine Siege vernichtet, und sich wieder zum Herrn seiner Länder gemacht hatte, täglich entgegen, und nichts fehlte seinem steigenden Glücke, als der Glanz einer noch höhern, einer Königskrone, deren lockender Schimmer seiner kühnen Seele jetzt öfters in schmeichelnden Träumen erschien, und männliche Erben, um den Ruhm, die Macht und Herrlichkeit, die der Vater erworben, auch auf sie fortzupflanzen, und künftigen ungebornen Geschlechtern zu erhalten.

Margarethens Stellung am Hofe ihres Bruders hatte seit ihrer Zurückkunft durch manche kleine Umstände viel von ihrer vorigen Ruhe und Annehmlichkeit verloren. Agnes beneidete ihr den Einfluß, den sie auf des Bruders Gemüth hatte, und die Unzufriedenheit der beyden Gatten fing schon an, sich in offenbaren Zwistigkeiten und unangenehmen Auftritten kund zu geben. Übrigens wuchsen Herzog Friedrichs Entwürfe für die künftige Größe und den Glanz seines Hauses mit jedem Tage, mit jedem günstigen Ereigniß, das ihm eine Bürgschaft künftig noch günstigerer ward, und den Kreis des zu Erreichenden wunderbar vor seinen ehrgeitzigen Blicken erweiterte. Margare-

the zitterte vor diesen Planen, sie dachte an ähnliche, die den Gemahl, die Kinder und sie in den Abgrund des Verderbens gerissen hatten. Sie suchte dem Bruder zuzureden, abzurathen, aber sie fand ihn, zu ihrem Schmerze, in seinem wachsenden Glücke ihren sanften Einwirkungen viel unzugänglicher, als vorher in den Tagen seiner Bedrängniß.

Dieß alles, zusammen genommen mit dem düstern Grunde ihres kummervollen Herzens, das sich schon längst nach Einsamkeit und Stille sehnte, und nur den eigenen Wunsch dem Wohle ihres Bruders zum Opfer gebracht hatte, bestimmte sie allmählich, an einen Zufluchtsort zu denken, wo sie vom Geräusch des Hofes, von den Uneinigkeiten der nahen Verwandten, von den gefährlichen Entwürfen ihres Bruders fern, ihrem Schmerze und dem Andenken der theuren Entrissenen ungestört leben könnte. Je einsamer, je abgelegener solch ein Aufenthalt wäre, je lieber würde er ihr seyn, und sie fing an sich unter der Hand nach einem solchen Besitzthume umzusehen.

Weit mehr als ein halbes Jahr war seit der Nachricht von Pottendorfs Tode verflossen; aber der Herzog hatte sich noch nicht entschlossen, die bedeutenden Lehengüter, die ihm dadurch anheim gefallen waren, einem andern Lehensträger zu ertheilen, obgleich vielen darnach lüstete, und häufige Anfragen deßwegen an Heinrich von Künring, den Marschall von Österreich, ergangen waren. Es schien, als mißtöne diese Saite jedesmahl, so oft man sie berührte, und Künring wagte es nicht mehr, mit dem Herzoge darüber zu sprechen. Margarethe aber hatte jetzt öfter dieser Güter und unter andern des einsamen Krumau erwähnen, und dessen Lage beschreiben hören. Ein Gedanke erwachte in ihr, ob dieses Schloß in seiner Abgeschiedenheit nicht ein passender Aufenthalt für sie werden könnte. Sie erkundigte sich näher bey dem Marschalle, und brachte einmahl mit ihrem Bruder das Gespräch darauf.

Man hat mir, sagte sie endlich, so viel von der einsamen und zugleich schönen Lage dieses Schlosses erzählt, daß ich, wenn du es erlaubtest, einmahl mit dem Künring hinreisen möchte, um es zu sehen.

Du? nach Krumau? antwortete Friedrich erstaunt.

„Sie haben mir die Gegend so lieblich düster, so heimlich und still geschildert —“

Daß du Lust hättest, mich zu verlassen, und auf Krumau wohnen zu gehen? fiel ihr der Herzog schnell und unwillig ins Wort: Daran denke nicht! Ich lasse dich nicht von mir.

Bruder! sagte die Königinn, und reichte ihm herzlich die Hand: Daran denke ich auch nicht, und danke dir für dieses Wort, das mir deine Liebe beweiset. Es ist auch von jetzt nicht die Rede, ich möchte nur einmahl die Burg und die Gegend besehen.

Hinreisen magst du, dawider habe ich nichts. Vielleicht begleite ich dich einmahl selbst; denn dieß Krumau ist nicht ohne Reiz für mich. Aber fort? Nein, Schwester, fort darfst du nicht von mir, so lange ich lebe. Nach meinem Tode halte es, wie du willst.

„Wie du nur so sprechen kannst! Wer könnte an deinen Tod denken?“

Ich, ich selbst, Margarethe! Ich denke oft daran, und glaube ihn nicht fern.

Um Gotteswillen! Warum? rief sie erschrocken: Wie kannst du mich mit solchen Reden quälen?

Ist dir der Tod denn gar so etwas Trauriges?

„Der meinige wohl nicht, das weiß Gott — aber du“ — sie warf sich in Thränen ausbrechend an seine Brust.

Fasse dich, liebe Margarethe, fasse dich! Ich wünsche, daß du mich gelassen anhörtest.

Sie trocknete ihre Thränen, reichte ihm wehmüthig lächelnd die Hand, und sagte: Sprich!

Zuerst also muß ich dir sagen, daß ich ohne den geringsten Schauer an meinen Tod denke, und bereit bin zu gehen, wenn der Herr mich ruft. Ich glaube, daß das Christenpflicht ist; aber ich habe auch manche Ursachen zu glauben, daß dieser Zeitpunct nicht so weit entfernt ist.

„Aber welche Ursachen hast du denn? Fühlst du dich krank?“

Nicht im Mindesten.

„Du blühst in voller Manneskraft. Gott hat deine langen Bedrängnisse glorreich geendet, deine Feinde sind gedemüthigt, das Glück lacht dir von allen Seiten.“

Das ist wahr, dennoch kann ich die innere Stimme nicht schweigen machen, die mir so oft zuflüstert, und warnt und treibt, schnell zu thun, was gethan werden soll.

„Das ist nur deine natürliche Ungeduld, eine Folge deines lebhaften Temperamentes.“

Nein, Margarethe, es ist etwas anders. Warum beschleicht mich dieser Gedanke immer, wenn ich mich mit Entwürfen für die Zukunft beschäftige? Warum, so oft ich im Scherz dem Kukuk im Frühling zuhöre, oder in die Ringelblume blase, endigt jener seinen Gesang so bald, und bleiben hier so wenig Blumen stehen?

„Das ist Zufall, und, nimm mirs nicht übel, auch Aberglauben. Du solltest dich von solchen Sachen gar nicht irren lassen.“

Sie irren mich auch nicht, und du siehst ja wohl, daß ich meinen Pfad ganz ruhig verfolge. Aber es trifft gar mancherley zusammen. Unser Vater hatte mir von dem Astrologen Kaiser Friedrichs das Horoscop stellen lassen, als ich geboren ward. Ich wußte das nicht.

„Ich auch nicht, und ich war doch damahls schon auf der Welt.“

Ein Zufall ließ es mich vor einiger Zeit in einem verborgenen Fache seines Altarschrankes finden. Ich sah nun wohl, warum er es geheim gehalten, warum er mir nie davon gesagt. Es ist mir kein langes Leben darin prophezeyet, aber es steht darin, daß Österreich unter meinem Zepter blühen werde, wie nie vorher.

Margarethe senkte tiefsinnig das Haupt, und schwieg.

Glaube nicht, Margarethe, daß ich so schwach bin, mich von diesen Ahnungen und Vorhersagungen willenlos bestimmen zu lassen. Aber was schadet es, so ich Rücksicht darauf nehme, und rascher, kräftiger handle, als wohl ein Anderer thun würde? Trügen jene Wahrnehmungen, so habe ich höchstens mir unzeitige Mühe gemacht. Bewähren sie sich, so ist mein Tagewerk vollendet, wenn es Gott gefällt, mich zu rufen. Eines Fürsten Tagewerk aber ist wichtig, und mir bleibt noch Vieles zu thun.

„Es ist schon so Vieles geschehen, daß du, wie ich glaube, dich deiner Siege und deiner wieder befestigten Macht in Ruhe freuen könntest."

O nein, Margarethe, nein! Es ist noch Viel zu thun, es muß für die Zukunft gesorgt werden. Ich bin der letzte meines Stammes. In wessen Händen lasse ich das Land bey meinem Tode?

Margarethe seufzte, und schwieg.

Es ist unumgänglich nothwendig, daß ich Kinder, Söhne erhalte. Ich denke mich von Agnesen scheiden zu lassen.

Mein Gott! rief Margarethe erschrocken.

Ist dir der Gedanke gar so fremd? Wahrlich,

ich dächte, so Manches, was vorausgegangen, hätte dich darauf vorbereiten können.

„Bruder, Bruder! Ahne ich recht, so lauert hinter diesem Vorsatze ein verbrecherischer Wunsch.“

Wie meinst du?

„Du willst deine Hand frey machen. Ein anderes Band ist vor nicht langer Zeit durch den Tod gelöset worden, und die beyden Losgegebenen könnten dann —“

Ha! ich merke, worauf du zielst. Nein, Schwester, hier kannst du ganz ruhig seyn. Eines Vasallen Witwe wird nie den Thron der Fürsten von Österreich besteigen.

„Aber diese Melisende —“

Ist meine Freundinn, ein treues und sehr verständiges Weib. In jenen Tagen, wo Alles gegen mich aufstand, wo ich, von Böswilligen umgeben, kaum mehr wußte, wem ich trauen durfte, wo du nicht bey mir warst, und Agnes mir nichts zu geben hatte, als ängstliche Klagen, Thränen, Zittern, mitunter Vorwürfe über meine Strenge, wie es ihr ihre Creaturen vorgesagt, oder ihre Oheime geschrieben hatten; in jenen Tagen fand ich bey Melisenden die innigste Theilnahme, Trost, und nicht selten guten Rath. Glau=

be mir, sie ist zu klug, um solche Hoffnungen zu hegen, wie du meinst.

„Darauf möchte ich nicht schwören.“

Aber ich. Sollte es indessen seyn, so würde es mir sehr leid thun. Es wäre eine arge Täuschung, die ich schmerzlich zerstören müßte. Meine Absichten gehen ganz wo anders hin, und ich hege Plane, die ich nur dir vertrauen darf.

„Mich ehrt dein Zutrauen, ich werde es würdig zu bewahren wissen.“

So höre denn, was außer dir keine menschliche Seele in Österreich weiß, oder auch nur ahnet. Meine Länder sind groß, volkreich, fruchtbar, mächtig in jeder Beziehung. Neben mir in Osten und Norden wohnen Könige. Sie sind nicht gewaltiger, als ich, sie haben es noch nicht dahin gebracht, mich vor ihnen zittern zu machen. Warum soll also der goldene Reif nicht eben so gut mein Haupt, wie das ihrige zieren? Warum soll der Fürst von Österreich einen geringern Titel tragen, als die Könige von Ungarn und Böhmen? [9])

„Du strebst nach der Königskrone? O Bruder! Überlaß dich nicht zu kühnen Entwürfen.“

Was ist zu kühn? Der Starke darf seine Hand nach dem glänzenden Ziele ausstrecken, und

wer nicht immer weiter strebt, steht in Gefahr, bald zurück zu gehen. Ich will das Horoscop wahr machen. Ich will Österreich auf einen Gipfel des Ruhmes und Glanzes heben, auf dem es unter keinem Babenberger gestanden. Ich will mir eine andere Gemahlinn wählen, und das neue Königreich in seiner Herrlichkeit und wohlgegründeten Macht Söhnen überlassen, die mit kräftiger Hand fortsetzen, was ich begonnen habe, und schwerlich vollenden werde.

„Das sind wieder deine düstern Ahnungen.“

Ich kann sie nicht verbannen, und darum handle ich rasch. Still und geheim ist Vieles vorbereitet. An Bischof Rüdiger habe ich mir einen treuen Freund gewonnen..

„Gott hat deine Menschlichkeit und Huld gesegnet.“

Er arbeitet thätig und klug beym Kaiser und Papste für mich. Dieser wird, ich darf es sicher hoffen, in die Trennung einer Ehe willigen, welche allein allen meinen Planen für den Glanz und die Dauer meines Hauses im Wege steht. Der Kaiser denkt jetzt viel billiger gegen mich. Dazu hat deine milde Klugheit den ersten Grund gelegt, und ich werde nie vergessen, was ich dir hierin danke.

Margarethe drückte des Bruders Hand an ihr Herz.

Er fuhr fort: Des Kaisers Angelegenheiten in Italien stehen nicht gut, das weiß ich. Der Papst und die Welfische Partey suchen ihm Feinde zu erregen, wo sie können. Es sind auch an mich schon Ansinnen dieser Art gekommen. Ich habe jederzeit geantwortet, wie ein deutscher Fürst, der seinem obersten Lehnsherrn treu ist, und keine Menschenfurcht kennet, antworten muß. Der Kaiser weiß das wohl, und versteht es, die zu schätzen, die fest stehen bleiben, wo so Vieles wankt. Ich darf manches von ihm hoffen, und so siehst du, daß meine Plane nicht so kühn oder träumerisch sind, wie du zu glauben scheinst.

Margarethe saß eine Weile nachdenkend, dann sagte sie: Arme Agnes! Sie dauert mich herzlich.

Sie dauert dich? Und wer dauerte dich damahls, als sie in meiner größten Noth und Bedrängniß mich verließ, und sich unter den Schutz eines meiner bittersten Feinde begab?

„Ihre Urtheilskraft ist beschränkt, und sie läßt sich von Menschen leiten, die es nicht besser verstehen oder verstehen wollen.“

Ach, sage das nicht! Eine Frau muß in sol-

chen Fällen nur Rath von ihrem eigenen Herzen nehmen.

„Im Grunde liebt sie dich doch. Das weiß ich, das sieht man.“

Sie liebt mich, sagst du? Das heißt, sie liebt sich in mir. Sie liebt den hübschen jungen Mann, der ihren Augen gefällt, den Herzog von Österreich, der seinen Thron mit ihr theilt, den mächtigen Fürsten, um dessentwillen Glanz und Hoheit sie umgibt, und Alles sich vor ihr beugt. Sieh, Margarethe, du liebst mich. Du bist mir in die Neustadt gefolgt, ohne zu fragen, ob eine gewisse Person uns begleiten würde oder nicht. Du warst bereit, jedes Schicksal mit mir zu theilen, ja du hast deinen Widerwillen, deinen Abscheu, möchte ich sagen, vor der Zusammenkunft mit demjenigen überwunden, den du für die Veranlassung aller deiner Leiden ansehen mußtest, um meinen Wunsch zu erfüllen, und mir zu nützen. So soll ein Weib lieben, so liebst du, und hast mich auf ewig dadurch an dich gebunden. Er umschlang die theure Schwester bey diesen Worten, und beyde hielten sich schweigend eine Weile umarmt. Dann fuhr der Herzog fort: Laß uns von dieser Andechserinn abbrechen! Es rüttelt mir die Galle, wenn ich an sie denke.

„Ich verlange nicht, sie zu rechtfertigen. Ohne alle Entschuldigung ist sie doch nicht. Recht geliebt hast du sie nie, und das fühlt sich leicht. Auch ist es lange her, daß dir die Pottendorferinn gefallen. Das gräbt und wühlt denn gerade in schwachen Gemüthern immer weiter, und es fehlt, zumahl bey Fürsten, nie an dienstwilligen Geistern, die, um zu schmeicheln, oder einen Vortheil zu erringen, jene Vorstellungen bestärken, und geflissentlich die entstandene Zwietracht nähren.“

Vielleicht hast du Recht, vielleicht hötte manches anders seyn sollen. Aber wenn sie auch ein Engel wäre, sie könnte meine Gemahlinn nun nicht mehr bleiben, weil sie mir keine Kinder bringt.

Das hast du also unwiderruflich beschlossen? erwiederte Margarethe mit einem Seufzer.

Fest und mit Bedacht, wie es dem Manne ziemt; zu beseufzen aber seh' ich hieran nichts.

„Du eilst hinan auf schwindelnde Höhen, du weisest das Altgewohnte, das längst Bestandene von dir, und willst, daß eine neue Ordnung der Dinge von dir beginne?“

Ja, das will ich, denn ich fühle mir die Lust und die Kraft dazu, fiel ihr Friedrich in die Re-

de, und ich habe auch schon in dieser Rücksicht Schritte gethan. Ich muß mich mit einem Fürstenhause zu verbinden suchen, das dem meinigen an Glanz und Macht nicht nachsteht, das es, wo möglich, daran noch übertrifft, und ein solches sind doch wahrlich die Herzoge von Meran und Grafen von Andechs nicht. In den königlichen Häusern von Ungarn und Böhmen ist keine Prinzessinn vorhanden, die ich wählen könnte, obwohl eine Königstochter eigentlich die schicklichste Braut des künftigen Königs wäre. Da habe ich nun meine Augen auf den Herzog von Bayern, meinen Grenznachbar, geworfen. Er hat eine liebliche Tochter, deren Gestalt und Wesen schon allein, abgesehen von ihrer Geburt, einen Mann beglücken könnte.

„Hast du sie denn gesehen?"

Zufällig vor zwey Jahren, auf einer Wallfahrt, die ich nach Altötting machte. Herzog Otto war da mit seiner Tochter. Damahls dachte ich an nichts, und die schlanke zarte Jungfrau mit ihren milden blauen Augen, so hübsch sie mich dünkte, war bald vergessen. Aber nun fiel mir jenes Zusammentreffen wieder ein. Elisabeth muß sich zu ihrem Vortheil in den zwey Jahren entwickelt haben. Ihr Vater ist ein mäch-

tiger Fürst, unsere Länder grenzen. — Du siehst also, daß diese Wahl auf jede Weise sehr passend und vortheilhaft ist, und — daß ich nicht abgewiesen zu werden fürchten darf, das wirst du doch auch glauben? schloß er lächelnd seine Rede.

Ich bin überzeugt davon, erwiederte Margarethe ruhig, aber ernst: Gott gebe, daß dieses Bündniß zum Glücke ausschlage, daß es dir gewähre, was die frühern nicht vermochten! Ich muß dir aber gestehen, daß es mir jetzt noch nicht möglich ist, mich dieser Plane recht zu erfreuen; es liegt etwas in der Tiefe meiner Brust, das mir immer zuflüstern will, es sey Unrecht, und werde keinen Segen bringen.

Margarethe! erwiederte Friedrich mit mißbilligendem Tone: Du sonst so klare, ich darf wohl sagen, staatskluge Frau! Du solltest dir doch von Vorurtheilen und Rücksichten, welche das gemeine Volk umstricken, den hellen Blick nicht trüben lassen! Kann, ja darf ein Fürst jenen Bedenklichkeiten Gehör geben, die das Betragen eines Unterthans mit Recht leiten müssen? Gewiß, Margarethe, du wirst selbst und bald anders von meinen Entwürfen denken.

Margarethe schüttelte den Kopf, und schwieg.

„Ich kann dir sagen, daß sie mich lebhaft und

faſt beſtändig beſchäftigen. Was wird Öſterreich dann werden können, wenn ſein Herr ſich neben Königen auf dem Reichstage niederſetzt? Wenn er ſeinen ſtolzen Nachbarn nicht mehr im Range weichen muß, und der geſicherte Friede mit dem Nachbar im Weſten ihm freye Hand gibt, nicht allein dieſen Ungarn und Böhmen ſiegreich, wie bisher, zu widerſtehen, ſondern wohl noch manches wohlgelegene Stück ihres Beſitzthums abzureißen, und mit dem ſeinigen zu verbinden?“

O welche weitausſehenden Entwürfe!

„Es iſt keiner zu weit, den zu erreichen es nur Muth und feſten Willen braucht. Und dieſen habe ich fürwahr, Schweſter! Seit ſich dieſe Gedanken in meinem Kopfe ausgebildet haben, verlaſſen ſie mich nicht mehr, weder im Wachen noch im Schlafe, und ich träume jede Nacht von Königskronen und von der Zeit, wo mein Öſterreich über ſeine Nachbarländer den Zepter ſchwingen wird. Da muß ich dir doch einen ſeltſamen Traum erzählen, den ich vor einigen Tagen hatte, und der auch Beziehung auf den Anfang unſers Geſprächs hat.“

Auf den Anfang unſers Geſprächs? Auf deine düſtern Ahnungen? fragte Margarethe beſorgt.

Ja, erwiederte Friedrich, und Margarethe unterdrückte einen Seufzer.

„Es war ein großes Fest hier in der Burg. Turnier, Bankett, Tanz, und ich weiß nicht, ob es bloß meine Vermählung mit Elisabeth oder auch zugleich mein Krönungsfest war. Genug, ich sah mich, mein Hofgesinde, meine Vasallen in höchster Pracht. Der Zug bewegte sich nach der Burgcapelle, wo ich die Hand der sehr lieblichen Braut empfangen sollte, die erröth nd und recht hold im weißen mit Silber durchwirkten Gewande neben mir ging. Dann standen wir auf einmahl vor dem Altar, der, wie die ganze Kirche, hell erleuchtet war. Bischof Rüdiger von Passau sollte uns einsegnen. Aber seltsam verwandelte sich plötzlich meine Burgcapelle hier in Wien in ein düsteres hohes Gewölbe, das mir bekannt vorkam, ohne daß ich es zu nennen wußte. Der Bischof, die Hofleute, die Ritter waren nicht mehr da, ich stand im Harnisch und Helm vor dem Altar, und meine Hand hielt statt der Elisabethens, die meiner geliebten noch immer unvergeßlichen Gertrud von Braunschweig, die mir mit himmlischem Lächeln und in verklärtem Glanze gegenüber stand. Ich kann dir nicht sagen, welches wehmüthige Entzücken, welche schaurige

Lust mich ergriff, als die theure Gestalt, von der ich recht gut wußte, daß sie der Erde nicht mehr angehöre, mich so hell, so nahe anlächelte. Bist du's? Bist du's, meine Gertrud? rief ich, und wollte meine Arme um sie schlingen, aber sie erfaßten einen eiskalten Gegenstand, mit Entsetzen erwachte ich, und hatte wirklich die Marmorsäule, die neben meinem Lager steht, umfaßt."

Ein schauderhafter Traum! sagte die Königinn leise.

„Ich war eine Weile wie betäubt, nach und nach erhohlte ich mich, und fing an, mich deutlich auf die einzelnen Bilder meines Traumes zu besinnen, und da fiel es mir ein, daß jenes Gewölbe, worein sich meine Burgcapelle verwandelt hatte, kein anderes war, als das Capitelhaus in Heiligenkreuz, wo ich Gertruden das Denkmahl habe setzen lassen."

Und du denkst, deine Bayersche Heirath dennoch zu betreiben? Der Traum schreckt dich nicht ab?

„Ich müßte mich selbst belächeln, wenn er das könnte. Es hängt ja alles so natürlich zusammen, erklärt sich so natürlich. Gertrud war die einzige von drey Gemahlinnen, die ich innig und wahrhaft liebte. Wie oft habe ich nicht jetzt an sie ge-

dacht, wo ich im Begriffe stehe, einem holden jugendlichen Geschöpfe, das ihr an Anmuth und Unschuld gleicht, die Hand zu biethen! Es war also sehr natürlich, daß jene zwey Wesen in meinem Traum in Eins verschmolzen; daß ich aber das Capitelhaus von Heiligenkreuz zu sehen glaubte, war eine Erinnerung, die eben durch das theure Bild meiner Entschlafenen, die dort ruht, in mir hervorgerufen wurde. Laß dich also diesen Traum nicht schrecken, liebe Margarethe, setzte Friedrich hinzu, indem er ihr freundlich die Hand reichend aufstand, und hilf mir, wenn meine Braut kommt, sie recht liebevoll empfangen, und ihr das Leben bey mir angenehm machen."

Diesem Gespräche folgten bald mehrere desselben Inhalts. Der Vorsatz, sich von Agnes scheiden zu lassen, gestaltete sich immer fester in Friedrichs Seele, und bald fingen auch die Schritte, die er deßhalb that, zu verlautbaren an. Agnes erschrack tödtlich. Trotz allem, was vorgegangen war, was ihr die Augen über ihre wahre Stellung zu ihrem Gemahl längst hätte öffnen können, war ihr nie ein Gedanke daran gekommen, und die Achtung, womit er sie an seinem Hofe behandeln ließ und selbst behandelte, hatte sie vollkommen über den Grund derselben getäuscht.

Es gab nun sehr unangenehme Auftritte zwischen ihr und dem Herzoge, welche von ihrer Seite mit Heftigkeit, Thränen, gerechten und ungerechten Vorwürfen begleitet waren, von seiner Seite ihn zuerst zum Mitleid und zu schonendem Zureden bewegten, zuletzt seinen Zorn entflammten, auf jeden Fall aber ihn in seinem Entschlusse bestärkten. Margarethen war die ganze Sache schmerzlich und ängstlich zugleich. Sie versuchte es, bey beyden Theilen zum Guten zu sprechen, oder eine Änderung der Gesinnungen zu bewirken. Es war unmöglich. Friedrichs Gemüth hatte die Idee der gelöseten Heirath und seiner anderweitigen Verbindung mit leidenschaftlicher Heftigkeit aufgefaßt, weil sie seinem Ehrgeitze ein grenzenloses Feld eröffnete, und Agnes wandte sich mit offenbarem Widerwillen von der Schwägerinn ab, die sie ungerechter Weise eines ihr schädlichen Einflusses auf den Herzog beschuldigte. So gingen die Sachen denn ihren Gang fort, und äußere Umstände mußten sich noch damit vereinigen, um die heimlich genährte Gluth zur vollen Flamme anzufachen.

Papst Gregor war todt. Innocenz der Vierte bestieg den päpstlichen Thron, und ward — ein Fall, welchen die Geschichte dieses Stuhls öfters nach-

weiset—aus einem Gönner und Freunde des Kaisers sein unerbittlichster Feind. Die welfische Parthey erhob überall das Haupt in Italien und Deutschland, und dießseits wie jenseits der Alpen wurde von Bann und Absetzung des weltlichen Oberhauptes der Christenheit gesprochen. Diese erfolgte auch wirklich auf dem Concilium zu Lyon, und die deutschen Fürsten wurden aufgefordert, sich einen andern Kaiser zu wählen. Einige fügten sich diesem Begehren, andere nicht, und der Herzog von Österreich war unter diesen letztern, die standhaft an ihrer einmahl beschworenen Treue gegen ihren Kaiser hielten, obwohl dieser früher feindlich gegen ihn gehandelt hatte, und die Wahl jener abtrünnigen Fürsten auf des Herzogs Schwager, Raspo von Thüringen, gefallen war. Diese edelmüthige Standhaftigkeit wußte der Hohenstaufen an seinem Verwandten zu erkennen und zu schätzen, und bald darauf erschien eine eigene Gesandtschaft des Kaisers in Wien, die unter sehr ehrenvollen Umständen die Acht förmlich aufhob, den Herzog in den Besitz aller seiner Staaten einsetzte, der Reichsunmittelbarkeit von Wien ein schleuniges Ende machte, und Friedrich einlud, sich auf dem Reichstag, der im nächsten Frühjahre zu Verona gehalten werden sollte, einzufinden.

Trunken von stolzer Freude, und im ganzen Gefühle seiner fürstlichen Macht, überließ sich nun Herzog Friedrich den schmeichelndsten Träumen einer glänzenden Zukunft, und betrieb entschieden und öffentlich seine Scheidungsangelegenheit. Agnes erkannte, daß nichts mehr für sie zu hoffen war, sie verließ Wien und den Gemahl, und floh aufs neue zu ihrem Oheime, dem Patriarchen.

Margarethe sah das alles mit innerer Angst, die sie jedoch vor dem Bruder verbergen mußte, weil so viele gelungene Wünsche ihn mit dem stolzesten Bewußtseyn seiner Macht erfüllt, und gegen jeden Widerspruch unleidlich gemacht hatten. Aber noch ein Herz war in seiner Nähe, das zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankend dem Ausgange dieser Begebenheiten entgegen sah. Melisende hatte bald erfahren, daß Agnes den Gemahl verlassen habe, daß ihre Scheidung gewiß sey. Ihre alten Hoffnungen hoben sich wieder frischer und stolzer empor. Wenn Friedrichs Hand frey wurde, warum sollte sie nicht erwarten dürfen, daß er sie ihr reiche? War sie nicht aus demselben Hause, aus dem seine Mutter und zweyte Gemahlinn stammten? Hatte sie durch

ihre Aufopferungen, ihre Liebe, ihre Treue und die beyspiellose Geduld, mit der sie sich nun über ein Jahr ihre ungerechte Verbannung und traurige Einsamkeit hatte gefallen lassen, diese Wiedervergeltung nicht mehr als verdient? War ihr Friedrich nicht Hand und Thron als einen Ersatz für Alles das schuldig, was sie um seinetwillen aufgegeben, um seinetwillen verloren hatte? Warum sah sie ihn jetzt so selten, und mußte von dem, was doch hoffentlich um ihren Besitz geschah, durch Fremde, durch Diener unterrichtet werden? Wohl wußte sie, daß die Übernahme und neue Einrichtung der Provinzen, welche so lange unter fremden Druck geschmachtet, und selbst das Scheidungsgeschäft seine Muße in Anspruch nahmen. Aber hier und dort hätte sich doch ein freyer Tag finden lassen. Oder sollte es möglich seyn, was oft seit einiger Zeit ihr Herz wie mit Furienkrallen anfiel, daß er sich von Agnes scheiden lasse, um irgend eine andere Fürstentochter zu wählen, deren Verwandtschaft ihm wichtige Vortheile bringen könnte? Wenn dieser Gedanke sich in ihr erhob, dann war sie der Verzweiflung nahe, und nur ihr Stolz, ihre Überzeugung von Friedrichs Verpflichtungen gegen sie, hielten sie in solchen Augenblicken aufrecht.

Es war ein geheimer Grund vorhanden, der nächst jenen wirklichen Abhaltungen, welche Melisende richtig von seinen Geschäften ableitete, den Herzog die Besuche auf Starhemberg, und das Zusammentreffen mit Melisenden scheuen machte. Margarethe hatte diesen Funken in seine Seele geworfen, als sie von den Hoffnungen und Ansprüchen seiner Freundinn auf seine Hand sprach, und dieser Funke hatte seitdem fortgeglimmt. Er war sich bewußt, daß Melisende durch sein Betragen gegen sie zu Hoffnungen berechtigt war, daß selbst die abschlägige Antwort, die er damahls Agnesen gab, als sie Melisendens Entfernung zur Bedingung ihres Bleibens bey ihm gemacht, diese in dem Glauben an seine Liebe zu ihr, und an den Vorzug, den er ihr vor seiner Gemahlinn einräumte, bestärken mußte. Er fühlte das, und es verstimmte ihn, wenn er an die Griechinn dachte, und diese Verstimmung machte ihn jedes Hinderniß willig ergreifen, das sich seinen Besuchen auf Starhemberg entgegensetzte. So kam es, daß erst mehrere Tage, und dann Wochen vergingen, ehe er einmahl und dann nur flüchtig auf der einsamen Burg erschien, und jedes Gespräch, welches zu Erklärungen führen konnte, vermied.

So heimlich auch Friedrich seine Unterhandlungen um die Königskrone am kaiserlichen Hofe, und um die Hand der bayerschen Prinzessinn an dem von München betreiben ließ, fingen doch nach und nach einige Gerüchte und Vermuthungen an, erst leise und insgeheim, bald aber häufiger und lauter sich zu verbreiten, und sie gelangten endlich auch zu Melisendens Ohren. Ihre erste Regung war Schrecken, die zweyte der Gedanke, es sey nicht möglich, und das ganze ein leeres Gerücht. Dennoch beunruhigte es sie den Tag über, und scheuchte des Nachts den Schlaf von ihren Kissen. Der Herzog blieb auch dießmahl gar zu lange fern, und ihre Qual wuchs mit jedem Tage, der ihre Unsicherheit verlängerte. Endlich erschien Wolfger, und Melisende beschloß, ihn mit der offenen Frage nach dem Grunde jener Gerüchte zu überraschen. Sie hatte nicht bedacht, daß der schlaue Diener, der um die meisten Geheimnisse seines Herrn wußte, für ähnliche Fälle seine Antworten, wie seine Mienen in Bereitschaft hatte. Wolfger lachte, wie sie ihm jene Frage stellte, er läugnete alles, aber er sagte auch gar nichts von dem, was Melisende mit ängstlicher Sehnsucht zu hören erwartet hatte, nähmlich, ob sie hoffen dürfe, an Agnesens Platz zu treten.

Das genügte ihr nicht, und als der Diener entlassen war, bildete sich der Vorsatz bestimmt in ihr aus, Friedrich selbst geradezu zu befragen, wenn er, wie Wolfger verheißen hatte, in den nächsten Tagen nach Starhemberg kommen würde.

Die nächsten Tage vergingen, der Herzog kam nicht, wohl aber bemerkte sie eine ungewöhnliche Bewegung unter dem Hofgesinde. Man hatte sich Wichtiges zu erzählen, man stand auf dem Hofe, in den Gängen des Schlosses beysammen, Neugier und Erstaunen sprach aus den Gesichtern; aber alles stiebte, wenn Melisende sich näherte, ehrerbiethig aus einander, und es schien, als scheue man sich, sie mit dem Inhalte jener Erzählungen bekannt zu machen. Melisende war auch viel zu stolz, um irgend Jemand aus diesen untergeordneten Regionen zu befragen, aber sie ließ den Castellan der Burg, den Ritter von Wopfingen, rufen, von dem sie etwas Näheres geziemend zu erfahren hoffte. Der Ritter erschien vor seiner Herrinn, wie er die Frau von Pottendorf seit ihrer Anwesenheit hier zu betrachten und zu behandeln gewohnt war. Sie stellte ihre Frage an ihn, er verneigte sich mit etwas verlegener Miene, er sprach in Umschweifen von unverbürgten Nachrichten, von möglichen Irrthümern,

von unwahrscheinlichen Voraussetzungen, Melisende hörte ihm mit Ungeduld und geheimen Zittern zu. Sie fühlte, daß es wie Schonung oder Mitleid aussah, was den biedern alten Mann bewog, so langsam zu Werke zu gehen, und ihre innere Angst verdoppelte sich. Endlich war das Gift, das sie zu zerstören bestimmt schien, ihr tropfenweise, und so mild wie möglich, eingeflößt. Sie hatte vernommen, daß Herzog Friedrich im Begriffe stehe, sich und seine Staaten zu neuem Glanze zu erheben, und den Herzogshut mit der Königskrone zu vertauschen, daß seine Heirath mit Agnes vom Papste aus förmlich getrennt sey, daß er aber auch bereits um die Hand der bayerschen Prinzessinn geworben haben sollte, und Herr Heinrich von Lichtenstein bestimmt sey, nach München zu gehen, um dieß Geschäft dort zu betreiben.

Melisende hatte den Schluß dieser Rede nicht mehr vernommen. Ein eiskalter Schauer hatte sich vom Wirbel des Hauptes durch alle ihre Glieder verbreitet. Todesbläße bedeckte ihre Züge, ihr Auge starrte gebrochen vor sich hin. Der Ritter erschrack über ihr Aussehen. Ihm war das Verhältniß, in welchem die schöne Frau, die seiner Obhuth anvertraut war, zu dem Herzoge

stand, stets in dem Lichte erschienen, worin die ganze Welt es sah, und mit den allermeisten Menschen hatte er die Ansicht getheilt, daß sich Friedrich nur darum von der Herzoginn scheiden lasse, um die griechische Fürstinn an ihren Platz zu setzen. Um so betroffener war er jetzt gewesen, als jene Nachrichten auf eine Art und aus Quellen nach Starhemberg kamen, die ihm an der Echtheit derselben beynahe keinen Zweifel erlaubten, und seine Verlegenheit vermehrte sich, als Melisende ihn geradezu befragte. Es war wirklich Mitleid gewesen, was ihn zu jenen weitläufigen Vorbereitungen vermocht hatte, und mit reger Theilnahme sah er den Zustand, in welchen trotz seines besten Willens sein Bericht sie versetzt hatte. Eben wollte er aus der Thüre eilen, um ihre Frauen zum Beystand der Ohnmächtigen herbey zu rufen, als sie sich mit sichtlicher Anstrengung aber wunderbarer Kraft erhob. — Bleibt! rief sie dem Ritter zu: Was wollt ihr?

„Es schien mir, ihr wäret nicht wohl, gnädige Frau“ —

Ein Schwindel, dem ich unterworfen bin, weiter nichts. Seyd bedankt für eure Auskunft! Lebt wohl! Sie entließ den Alten, der sich kopfschüttelnd entfernte.

Als er fort war, brach der Sturm in ihrer Seele los. Klagen, Thränen, Verwünschungen machten dem gepreßten Busen Luft, sie tobte im eigentlichsten Sinne, warf sich zur Erde nieder, zerraufte ihr Haar, zerschlug sich die Brust, und überließ sich allen Ausbrüchen einer schrankenlosen Leidenschaft. Doch hatten mitten in diesen wilden Bewegungen Klugheit und Stolz die Oberherrschaft über sie nie ganz verloren. Niemand durfte ahnen, was in ihr vorging, sorgfältig hatte sie die Thüren ihrer Gemächer verschlossen, und nur in völliger Einsamkeit durften Zorn und Schmerz in ihr wühlen, bis ihre Kräfte erschöpft waren. Eine Art Betäubung folgte hierauf, und als auch diese sich zu verlieren anfing, kehrte das klare Bewußtseyn ihrer Lage und dessen, was ihr zu thun oblag, in ihre gemarterte Seele wieder. Sie erhob sich von dem Lager, auf das sie gesunken war, ordnete den zerstörten Anzug, bemühte sich alle Spuren der Verzweiflung zu entfernen; dann erst durften ihre Hausgenossen sie erblicken, die, immer unterwürfig, sie jetzt mit einer Art von mitleidiger Scheu betrachteten, jedes Wort vermieden, das an die seltsamen Nachrichten erinnern konnte, und sich insgeheim über die Fassung und Gelassenheit dieser Frau verwunderten.

Eine schreckliche Nacht folgte diesem Tage. Lange schlaflose Stunden wechselten mit verworrenen wilden Träumen. Pottendorfs blutiger Schatten, und Frangepani's drohende Gestalt erschienen ihr, und die Worte des letzten, die ihr so oft schreckend nachgetönt hatten, drangen wieder laut durch den Tumult ihres Innern. Jetzt war die Strafe des Himmels da, sie war nicht ausgeblieben!

Spät am andern Tage hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie ihr Bette verlassen, und ihren Leuten die nöthigen Befehle ertheilen konnte. Sie mußte nach Wien, sie selbst mußte den Herzog befragen, nur aus seinem Munde konnte sie die Wahrheit hören. Herr von Wopfingen wurde abermahls zu ihr beschieden, und sie kündigte ihm an, daß er sie alsogleich nach Wien geleiten müsse. Der Ritter war betroffen, er wußte, daß dieser Schritt dem Herzoge nicht angenehm seyn würde, er wollte Vorstellungen machen. Melisende befahl, und man war auf Starhemberg gewohnt, ihr zu gehorchen. So wurden die Pferde gesattelt, und der Weg an einem milden Herbsttage angetreten.

Man erreichte die Stadt so spät, daß man für diese Nacht in einer Herberge abtreten mußte.

Am andern Morgen, so bald es die Schicklichkeit erlaubte, eilte Melisende, von dem Ritter begleitet, in die herzogliche Burg, flog die bekannten Treppen hinauf, und ließ Wolfgern rufen, um sie bey dem Herzoge zu melden. Der Diener empfing sie mit sichtlicher Bestürzung, er stotterte etwas von ungewöhnlicher Zeit, von Geschäften, es schien, als hätte er Lust, den Herzog zu verläugnen. Melisende ahnete das, es bestätigte ihr die Richtigkeit ihrer quälenden Vermuthungen. Ihr Zorn erwachte, ihre Stimme erhob sich gegen den Diener, der es wagen konnte, sie mit einer Lüge abfertigen zu wollen. Friedrich, der sich im anstossenden Zimmer befand, hörte den lauten Wortwechsel, er erkannte erstaunt Melisendens Stimme, und öffnete rasch die Thüre. Da stand sie vor ihm, und mit dem Anblick stand auch Alles, was bis jetzt vorgefallen seyn mußte, und was noch vorfallen sollte, vor seinem Geiste.

Ihr seyd es, Frau Melisende? fragte er mit einem Tone, der zwischen Vorwurf und Erstaunen schwankte: Welcher Zufall führt euch nach Wien?

Kein Zufall, erwiederte sie, indem sie rasch auf ihn zu, und vor ihm vorüber in das innere Zimmer schritt: Ich bin mit Absicht gekommen,

weil ich etwas Wichtiges mit Euch, gnädiger Herr, zu reden habe. — Sie waren nun im innern Gemache, Melisende schloß vorsichtig die Thüre, dann begann sie: Mein Erscheinen hier befremdet dich, Friedrich, ich sehe es, und schon dieß Befremden allein sollte mich von ferneren Fragen abschrecken. Aber ich muß es wissen, aus deinem eigenen Munde wissen, was ich glauben soll —

Und was wünschest du zu wissen? fragte er, indem er sie freundlich mit dem Arm umschlingend, zu einem Sitze führte, und neben ihr Platz nahm.

Sie blickte ihn an. Ach, er war so schön! Sein blaues Auge lächelte so unwiderstehlich, und bald sollte eine Königskrone auf diesen goldenen Locken strahlen. Mit Mühe rang sie nach Fassung, nach so viel Ruhe, als nöthig war, um ihr schweres Geschäft mit Besonnenheit zu vollbringen.

Es haben sich, begann sie, vielerley Gerüchte bis in meine Einsamkeit verbreitet, die alle mehr oder minder dich und dein Wohl zum Gegenstand haben. Da nun dieß für mich von der größten Wichtigkeit ist, da manche von diesen Nachrichten so unglaublich scheinen, litt mich die Unruhe nicht länger in Starhemberg, und obgleich ich deinen Befehl kannte, hoffte ich doch,

du würdest mir seine Übertretung um der Ursache willen verzeihen.

Es war also Vorwitz, was dich hierhergeführt? O, Evens Tochter! erwiederte der Herzog lächelnd.

Vorwitz? entgegnete sie mit tiefer Bedeutung, und einem schweren Seufzer, der ihre Brust hob: Ich glaube doch, Friedrich, daß das, was mich zu dir geführt, einen bessern Nahmen verdient.

Wir wollen darüber nicht streiten. Laß mich hören, was du wissen möchtest.

„Deine Angelegenheiten sollen glänzend am Hofe des Kaisers stehen, die Acht ist aufgehoben?“ — Das habe ich dir ja selbst erzählt, als ich das letzte Mahl in Starhemberg war.

„Ja wohl, aber nicht, was noch aufs genaueste damit zusammen hängt. Du wünschest Österreich zu einem Königreiche zu erheben, wie man sagt; der Kaiser soll sich geneigt finden lassen.“

Auch das ist wahr.

Das durfte ich nicht wissen? antwortete sie mit vorwerfendem Tone.

„O ja, warum nicht. Aber es ist nicht meine Sache, von noch unvollendeten Dingen zu sprechen. Damahls stand es noch sehr im weiten Fel-

de. Wolfger hätte dir schon vor acht Tagen mehr sagen können.“

Er hat es nicht gethan. Vielleicht auf deinen Befehl —

„Das nun gewiß nicht. Aber der Bursche ist klug und vorsichtig geworden, seit er in wichtigern Geschäften gebraucht wird, und du mußt es ihm nicht übel nehmen, wenn er diese Vorsicht einmahl zu weit ausdehnt.“

Ich danke dir. Es beruhigt und erfreut mich, was du sagst. Eine Königskrone also? O sie wird herrlich auf diesem Haupte glänzen, setzte sie hinzu, und betrachtete den Herzog mit düster brennenden Blicken.

Ich denke sie mit Kraft und Würde zu tragen, erwiederte er, und ich darf die Erfüllung dieses Wunsches in ziemlich naher Zeit hoffen. Die Schrift, welche darüber ausgefertigt werden soll, liegt, wie man mir meldet, bereits von der Hand des gelehrten a Vineis entworfen, in der geheimen Kanzelley des Kaisers. Das dachte der weise und mächtige Kanzler wohl nicht, als er im vorigen Winter hier schaltete, daß er für den Grafen von Babenberg, wie er mich damahls nannte, eine Königskrone würde zu schmieden bekommen! — Nun bist du also zufrieden, setzte er

hinzu, indem er kosend das schöne Weib an seine Brust drückte.

„Ich bin es vollkommen über diesen Punct. Aber —“

Du hast noch mehr im Hinterhalte? fragte er lächelnd.

„Der Scheidungsprozeß zwischen dir und der Herzoginn geht nach deinem und meinem Wunsche, sagte man mir, und du darfst der förmlichen Lösung dieses Bandes bald entgegensehn?“

Da hat man dir abermahls die Wahrheit gesagt. Agnes hat mich zum zweyten Mahle freywillig verlassen, und dadurch deutlich genug gezeigt, von welcher Art ihre Liebe für mich ist.

Wie kann man bey dir leben können, und dich verlassen! rief Melisende ausbrechend.

Liebe, treue Seele, erwiederte der Herzog, und schloß sie von neuem an seine Brust.

O Friedrich! rief Melisende jetzt unter strömenden Thränen: Du nennst mich treu, ich bin dir werth. — Was darf ich hoffen?

Alles, meine treue Freundinn, Alles, was Vernunft und Billigkeit mir erlauben.

Sie richtete sich plötzlich aus seinen Armen auf, und sah ihn forschend, glühend an. Wie soll ich diese Worte deuten? rief sie, ihn starr betrach-

tend. Man hat mir noch mehr gesagt. Man hat erzählt, fuhr sie mit bleichen bebenden Lippen und zitternder Stimme fort, du dächtest darauf, dir unter den deutschen Fürstentöchtern eine Theilnehmerinn deiner neuen Krone zu wählen, man nennt sogar das Haus. — Aber nein, es ist nicht möglich.

Und warum nicht? versetzte Friedrich gelassen, und entschlossen eine Täuschung zu endigen, die nicht länger dauern durfte: Ich muß daran denken, meinen Stamm zu erhalten, und mit mächtigen Nachbarstämmen zu verzweigen. Ja, Melisende, man hat dir auch hier Wahrheit gesprochen.

Ha! rief sie, und sprang auf: Du sagst es selbst? Es ist wahr! Falscher, treuloser, pflichtvergessener Mann! schrie sie mit furchtbarer Anstrengung, und stürzte in diesem Augenblicke leblos zu Friedrichs Füßen nieder.

Je freundlicher sein Benehmen in dieser entscheidenden Stunde, je länger es ihr möglich gewesen war, seinen Worten einen für sie günstigen Sinn unterzulegen, je schrecklicher war das Erwachen aus diesem schmeichelnden Traum, und der Wetterstrahl traf sie um so zerschmetternder,

als Liebe und Stolz noch bis zum letzten Augenblick ihre Hoffnung aufrecht erhalten hatten.

Friedrich trat erschrocken zurück. Dann beugte er sich zu ihr nieder, umfaßte sie, nannte sie mit freundlichen Nahmen, und suchte sie ins Leben zurückzurufen, ehe Jemand Zeuge dieses unangenehmen Auftritts werden konnte. Vergebens! Kalt, bleich, starr wie eine Todte, lag sie in seinem Arm. Er bemühte sich nun, die Bewußtlose aufzurichten, und auf einen Sitz zu bringen. Dann rief er seinem vertrauten Wolfger, es wurden Mittel angewendet, die Ohnmacht zu zerstreuen, die ihre Sinne gefangen hielt. Friedrich hielt sie dabey stets in seinen Armen, und stand mit dem Ausdrucke des innigsten Mitleids über sie gebeugt, als sie endlich die Augen aufschlug. Sie trafen auf seine besorgten Blicke, und sie wandte sich schaudernd ab. — So war es das erste Mahl! sagte sie dumpf vor sich hin. So sah ich ihn schon einmahl! sie dachte an ihre Ohnmacht bey jenem Bankett, und nun! rief sie schmerzlich, versuchte sich aus seinem Arm zu winden, und sank von neuem zurück. Es gelang den Bemühungen der beyden um sie Beschäftigten dießmahl eher sie zu erwecken. Aber ihr Zustand, als sie erwachte, war schrecklich, denn er grenzte

an Wahnsinn. Der Herzog befahl Wolfgern, sich zu entfernen, er redete ihr liebreich zu, er stellte ihr vor, was Staatsrücksichten, Vernunft und Pflicht von ihm forderten. Sie hörte von dem Allen nichts, oder schien nichts zu hören. Mit starren Blicken, zusammengesunken, bleich, zitternd saß sie da, zuweilen schüttelte sie den Kopf, zuweilen zuckte ein krampfhaftes Lächeln um ihre Lippen. Endlich richtete sie sich etwas auf. — Nach Starhemberg! stieß sie leise und kaum verständlich hervor. — In diesem Zustande? antwortete Friedrich theilnehmend: Nein, ich lasse dich nicht fort.

Sie brach in ein höhnisches krampfhaftes Gelächter aus. O über das Mitleid! rief sie zuletzt: Zerfleische den Unglücklichen erst, dann schenk' ihm ein Almosen! Ich will fort! Ich muß fort!

Der Herzog wandte noch einiges ein. Sie verharrte auf ihrem Begehren mit einem Trotze und einem so seltsamen Wesen, daß Friedrichen vor ihr zu grauen anfing, und er endlich nachgab, aber ihrem Entschlusse den seinigen entgegensetzte: Du gehst, wenn du es nicht anders willst; aber Trivulzio und Wolfger gehen mit dir. Hoffe keine Änderung dieses Befehls zu bewirken! Ich will es, ich, der Herzog! Und nun, Melisende,

leb wohl! setzte er sanfter hinzu, indem er ihre Hand fassen wollte, die sie ihm ungestüm entriß: Gott geleite dich! Er gebe dir Fassung und Ruhe, um einzusehen, daß das, was ich beschlossen, eben so nothwendig als unabänderlich sey!

Dann rief er seinen Wolfger, und gab ihm in Melisendens Gegenwart, die kein Wort mehr sprach, die nöthigen Befehle. Bald darauf trat dieser mit dem Arzte, bey dessen Anblick Melisende schaudernd ihr Gesicht verhüllte, reisefertig ins Zimmer. Das Gefolge der Frau von Pottendorf war zur Abreise bereit. Der Herzog unterstützte sie, als sie aufstehen wollte, und es kaum vermochte; sie riß sich los, und winkte Wolfgern. Dieser und Trivulzio führten sie bis zu der Sänfte, welche man schnell für sie bereitet hatte. Ohne einen Laut von sich zu geben, ohne irgend eine Erquickung oder Arzeney anzunehmen, die ihr Trivulzio auf dem Wege both, gelangte sie bis gegen Neustadt in einem Zustande, der dem Arzte die größten Besorgnisse einflößte. Als sie die Thürme von Neustadt erblickte, winkte sie diesem, der zunächst an ihrer Sänfte ritt. Dahin! sagte sie leise: Ich erreiche Starhemberg nicht. — Trivulzio erkannte die Richtigkeit dieses Ausspruchs. Der Zug lenkte sich nach Neustadt. Man erreichte mühsam

eine Herberge, und brachte die Unglückliche, die fast ohne Bewußtseyn war, auf ein Lager. Trivulzio fand ihren Zustand sehr bedenklich, er wachte die Nacht hindurch an ihrem Bette. Wilde Phantasien, in denen, durch des Arztes Anblick geweckt, sich jene pflichtwidrigen Scenen während Ulrichs Krankheit, ihre Schuld gegen diesen, sein blutiger Tod mit der schmerzlichen Gegenwart und Friedrichs Wankelmuth vermischten, erschöpften endlich die aufgeregte Natur. Gegen Morgen ließ der Sturm ihres Innern nach, eine Art Schlummer senkte sich auf sie, die Gluth des Fiebers nahm ab, und der Arzt konnte Wolfgern, als er kam, sich nach dem Befinden der Frau von Pottendorf zu erkundigen, mit dem beruhigenden Berichte zu dem Herzoge zurückkehren lassen, daß er hoffe, wenn kein neuer Zufall dazu träte, nicht allein für das Leben, sondern auch für die baldige Herstellung der Kranken bürgen zu können.

---

# Anmerkungen.

1) Friedrich der Streitbare wurde von dem Kaiser wirklich geächtet, und seiner Länder verlustig erklärt. Die Klagepuncte gegen ihn sind, so wie sie hier vorkommen, nur noch viel stärker, in dem Briefe des Kaisers an die Reichsfürsten ausgesprochen, denen er den Vollzug der Acht auftrug. Auch des Kaisers Anwesenheit in Wien, das Erheben Wiens zu einer freyen Reichsstadt, die Wahlangelegenheit König Konrads, die Standhaftigkeit Herzog Friedrichs, sein Verharren in der Neustadt, und endlich die Wiedereroberung seiner Erblande und seiner Hauptstadt, sind ganz nach der Geschichte.

2) Diese Anfrage der Wiener, des Herzogs Antwort, so wie die meisten Umstände dieser Ächtung und ihre Folgen sind aus der Geschichte.

3) Der Johanniterhof, in der jetzigen Kärnthnerstraße, lag außerhalb des ungefähr bey der Singerstraße befindlichen Thores, so wie das Minoritenkloster auf der andern Seite der Stadt.

4) Was hier von Friedrich des Zweyten Hofhaltung, von den Seltenheiten und dem orientalischen Ansehen derselben gesagt wird, ist geschichtlich.

5) Friedrich der Zweyte, so wie einige seiner Söhne waren zierliche Dichter, und viele Große seines Hofes folgten hierin seinem Beyspiele; sogar dem ge-

lehrten Kanzler a Vineis wird manches Gedicht zugeschrieben.

6) Die Beschreibung dieses Tanzes ist geschichtlich, und so wie das Meiste, was von Kaiser Friedrich, seiner Hofhaltung, seiner Denkart in diesen Blättern vorkommt, aus dem vortrefflichen Werke des Herrn von Raumer: die Hohenstaufen, entnommen.

7) Alles, was das Verhältniß des Herzogs zum Kaiser, sein standhaftes Ausharren in der Neustadt, seinen Sieg auf dem Steinfelde, die Gefangennehmung der beyden Bischöfe, ihre Freylassung und die Eroberung seiner Hauptstadt betrifft, ist geschichtlich, so wie Herzog Leopolds Gunst gegen die Wiener, und die Auszeichnungen, die ihnen von ihm zu Theil wurden.

8) Über die Schilderung des Ordens der Bettelmönche, ihrer Ansichten und Lebensweise, siehe Raumers Geschichte der Hohenstaufen.

9) Friedrich der Streitbare hegte diesen Wunsch wirklich, der Kaiser schien nicht abgeneigt, und das Diplom darüber war schon ausgefertigt, nur nicht abgesandt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Friedrich der Streitbare

Bd.: 3

Wien (1831)

P.o.germ. 1811 w-43
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124717-2